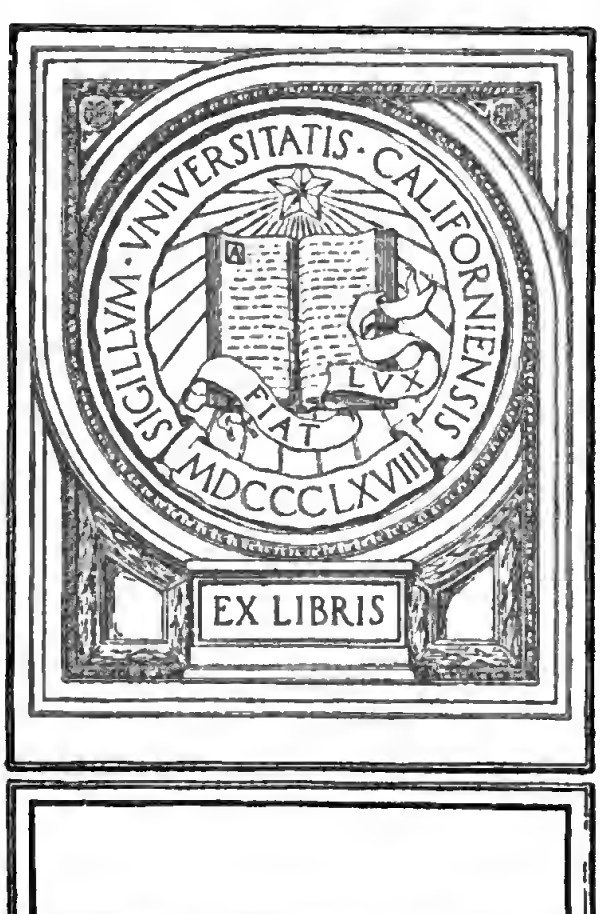
UC-NRLF
B 3 928 033

Rudolf Eucken

Lebens-Erinnerungen

Ein Stück Deutschen Lebens



OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Phot. Aug. Ohrtmann Berlin. Sinsel & Co., G. m. b. H., Leipzig

Rudolf Eucken

Digitized by Google

Rudolf Lindau

Lebenserinnerungen

von K. F. Koehler, Leipzig 1922

Rudolf Eucken

Rudolf Eucken

Lebenserinnerungen

Ein Stück deutschen Lebens

2. erweiterte Auflage

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1922

B3227
E74A2

Copyright by K. F. Koehler, Verlag, Leipzig, 1921

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Seite

Ostfriesland, Land und Leute 1
Aurich 5
Meine Eltern 5
Erste Kinderjahre 8
Nachbarstädte 10
Inselreisen 12
Häusliches Leben 15
Das Auricher Gymnasium 16
Weitere Entwicklung 20
Schluß der Gymnasialzeit 22
Die Universitätsjahre 27
Berlin 38
Husum 42
Zweiter Aufenthalt in Berlin 44
Frankfurt 48
Basel 53

Zweiter Teil.

Die Weiterentwicklung meines Lebens und Strebens.

Jena 61
Geistige und philosophische Lage des damaligen Deutschlands 65
Das Mühen um eine Hauptrichtung 67
1881—1890. Die Grundlegung einer selbständigen Gedankenwelt und die Begründung eines eignen Hauses 70
Die Durchbildung meiner Überzeugungen 74
Weiterer Ausbau 78
Erweiterung meines Wirkens über Deutschland hinaus 82
Der Nobelpreis 83
In England 84
Amerika 86
Neue Aufgaben und weitere Pläne 93
Der Weltkrieg 97
Erwägungen 104
Ausklang 111
Schluß 116
Anhang 119
Namen- und Sachregister 124

Vgl. auch die Übersicht über Eckens Leben und Schriften am Anfang des Registers.

756525

Vorwort.

Es häufen ſich jetzt die „Lebenserinnerungen“. Die ungeheure politiſche und geiſtige Erſchütterung, welche durch die Gegenwart geht, treibt zwingend zu einer Selbſtbeſinnung und zu einer Selbſtſchau. Über die Frage mußte ſich aufdrängen, ob auch die hier gebotenen Lebenserinnerungen etwas enthalten, was weiten Kreiſen bemerkenswert ſein kann, oder ob ſie ſich nicht beſſer nur an den engeren Kreis der perſönlichen Bekannten gewendet hätten. Wenn ich jene Frage bejahen zu dürfen glaubte, ſo geſchah es aus folgender Erwägung.

Ich kann nicht von großen Taten berichten, auch war ich nicht an bedeutenden politiſchen Wendungen beteiligt; aber ich konnte den inneren Lauf des Lebens verfolgen und darüber hinaus für notwendige Forderungen wirken. Ich erlebte die großen inneren Wandlungen der deutſchen Verhältniſſe: meine Jugendzeit hatte weit einfachere und ruhigere Zuſtände, als ſie uns ſpäter umfingen, das Leben verlief in engeren Bahnen, noch fehlte der rieſenhafte Aufſchwung von Induſtrie und Technik, es fehlten die Großſtädte mit ihrer Anhäufung der Maſſen, es fehlte die Beherrſchung des Lebens durch die Fabrik, es verſchlang noch nicht eine fieberhafte Arbeitskultur das ganze Leben. Namentlich ſeit den ſiebziger Jahren hat ſich dieſe Veränderung mehr und mehr geſteigert. Wer einen andersartigen Stand der Dinge erlebt hat, dem müſſen, auch bei voller Anerkennung der Leiſtungen, die Schranken und die Gefahren dieſer Wendung gegenwärtig ſein. Dann aber muß er nach beſtem Vermögen dieſen Gefahren entgegenwirken und für einen Selbſtwert des Lebens eintreten. In dieſer Richtung zu wirken, das war meinem Leben als Aufgabe vorgezeichnet. Meine Lebenserinnerungen haben namentlich von dem Kampf gegen die Veräußerlichung des Lebens zu berichten. Dieſe Veräußerlichung iſt nicht eine Schranke und eine Schuld eines einzelnen Volkes, ſondern

dieſe trifft die ganze Menſchheit und fordert auch von dieſer eine gründliche Wendung. Die hieraus erwachſenden Probleme bilden mit ihrer perſönlichen Färbung den Hintergrund meines Lebens, von hier aus mag auch dasjenige einige Bedeutung erlangen, was ohne dieſen Zuſammenhang gleichgültig erſcheinen kann. Wer die Überzeugung von der Notwendigkeit einer geiſtigen Reformation teilt, der wird daher auch die beſcheidenen Bemühungen mit freundlicher Teilnahme begleiten, von denen meine Lebenserinnerungen berichten. Sie ſind nicht bloß Eindrücke des einzelnen Individuums, ſie enthalten Erlebniſſe und Aufgaben ſowohl des deutſchen Volkes als der geſamten Menſchheit. Daß ich dieſe Erlebniſſe von einem ruhigen Punkt aus beobachten konnte, das mag ihrem Eindruck günſtig ſein.

Jena, im Oktober 1920. Rudolf Eucken.

Vorwort zur 2. Auflage.

Die erſte Auflage iſt unverändert geblieben, ich habe nur einen kleinen Anhang beigefügt, der einige Berichtigungen und Ergänzungen bringt, und der meine Lebenserinnerungen bis zur unmittelbaren Gegenwart führt.

Herbſt 1922. Rudolf Eucken.

Erſter Teil.

*

Land und Leute.

Oſtfriesland, meine Heimat, iſt von kleinem Umfange, aber es hat eigentümliche Züge, und es hat dem deutſchen Leben manches geleiſtet. Zwiſchen der Nordſee, Holland, dem Herzogtum Arenberg mit ſeinen ſtreng katholiſchen Einwohnern, und Oldenburg gelegen, iſt es vorwiegend auf ſich ſelbſt angewieſen. Die ganzen Jahrhunderte hatten einen harten Kampf gegen das wilde Meer zu führen, und zerſtörende Sturmfluten leben dauernd in der Erinnerung der Bevölkerung fort. Der Boden iſt verſchiedener Art, und er ſtellt den Einwohnern manche Aufgaben. Der Rand, die Marſchen, iſt am fruchtbarſten, er beſonders hat den Reichtum des Landes begründet, dann kommt die Geeſt mit ihren auslangenden wirtſchaftlichen Verhältniſſen, endlich das Moor, auf dem man ein hartes Leben zu führen hat. So bilden Landwirtſchaft, auch die hier ſehr blühende Pferdezucht, ſodann die Seefahrt und der Handel die Quellen des wirtſchaftlichen Wohlſtandes. — Eigentümlich iſt auch die nationale Lage. Oſtfriesland ſteht zwiſchen Holland und Deutſchland; mannigfache Kulturbeziehungen weiſen nach beiden Seiten; es hängt eng mit jener Stellung zuſammen, daß die Reformation hier ſchon 1520 Eingang fand und ſich eigentümlich entwickelte. Ein Teil des Landes wurde lutheriſch, der andere reformiert; das Luthertum kam vom Oſten, während im Weſten die holländiſchen Beziehungen voranſtanden. Noch zu meiner Jugendzeit überwog bei den Reformierten die holländiſche Kirchenſprache. — Die ältere Geſchichte des Landes iſt mannigfach mit Sagen verwoben und hat noch jetzt manche ungeklärte Fragen. Die politiſchen Verhältniſſe haben ſich eigenartig geſtaltet, ſo daß Oſtfriesland eine beſondere Stellung in Deutſchland beſaß. Im ſpäteren Mittelalter herrſchten einzelne Häupter der Familien, durchgängig aber beſtand eine volle Gemeindefreiheit, ſo daß hier das Lehnsweſen keinen Eingang fand. Nach ungeheuren Zerrüttungen und wilden Kämpfen hob ſich ſchließlich

das Haus Zirksena zur Würde eines Reichsgrafen 1454 empor. Aber der Graf und spätere Fürst war mehr der erste unter anderen als ein souveräner Herr. Die fürstliche Macht wurde durch die Landstände sehr beschränkt, welche sich nach alter Art in Adel, Städte und Bauernschaft teilten, so daß auch die Bauernschaft am politischen Leben selbständig teilnahm. Einzelne Fürsten, vor allem Edzard der Große (1491—1528), haben Bedeutendes geleistet. Aber durchgängig war das Leben ein unablässiger Kampf zwischen den Fürsten und den Ständen, welche gelegentlich eigene Heere aufstellten und auch eigene Gerichtshöfe besaßen. Das fürstliche Haus hat aber dazu gewirkt, die Selbständigkeit Ostfrieslands gegen Holland zur wahren. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts lag es sehr nahe, daß das Land mit Burgund vereinigt wurde und damit die Schicksale Hollands geteilt hätte. Immerhin blieb dauernd bis zum Aussterben des Fürstenhauses ein nicht geringer Einfluß von Holland. Bis dahin hatte Emden, die weitaus größte und reichste Stadt des Landes, eine holländische Garnison. 1744 kam Ostfriesland an Preußen. Friedrich der Große hat das Land besucht und viel Interesse für den Aufschwung des Handels erwiesen, einzelne Anekdoten von ihm leben noch jetzt im Volksmunde. 1807 fiel Ostfriesland an Holland, dann an Frankreich (Napoleon), 1815 wurde es Hannover einverleibt. Den Ostfriesen war dies wenig genehm. Sie erwarteten von der größeren Macht Preußens mehr Förderung für Handel und Schiffahrt, sie hatten sich dort überhaupt wohl gefühlt. Ganze Jahrzehnte hindurch wurde der Geburtstag Friedrich Wilhelms III. in kleineren Kreisen gefeiert; es ist charakteristisch, daß auch mein Vater in seinem bis 1851 reichenden Notizbuch gewissenhaft den jemaligen Geburtstag Friedrich Wilhelms III. noch lange nach dessen Tode eingetragen hat. — Kaum ein einzelnes deutsches Land hat eine so entwickelte geschichtliche Forschung, wie Ostfriesland. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts sind bedeutende Werke darüber erschienen und haben Liebe zur friesischen Heimat wie das Bewußtsein einer Eigenartigkeit gestärkt. Merkwürdig ist es, daß die friesische Sprache, die in der Mitte des Mittelalters vollauf herrschte, schon im 16. Jahrhundert mehr und mehr zurückgedrängt wurde und nur in den Dörfern eine feste Wurzel hatte. Das 17. Jahrhundert brachte dem Niederdeutschen die volle Herrschaft. Manche Bezeichnungen aber haben sich in friesischer Form treu gehalten, und eine Fülle von eigentümlichen friesischen Eigennamen sind jetzt noch im Gange und Schwange.

Wenden wir uns näher zu den Einwohnern des Landes, unter denen ich aufwuchs. Eigentümlich ist ihnen Ernst und Festigkeit, Tüchtigkeit der Arbeit, eine große Widerstandskraft gegenüber Gefahren, aber auch eine gewisse Ruhe und Zurückhaltung, ja

Schwerfälligkeit des Ausdrucks. Das Volk ist mehr gediegen und leistungsfähig als nach außen hin glänzend.

Von Anfang hatten die Friesen harte Kämpfe zu führen, einen Kampf gegen das wilde Meer, das ihre Fluren verheerte, einen Kampf gegen anliegende Fürsten, welche ihre Unabhängigkeit bedrohten, einen Kampf auch zur Erhaltung ihrer besonderen Art, welche sie auch zähe gegen kirchliche Satzungen wahrten. So haben sie eine große Selbständigkeit in Verfassung, Sitte und Denkweise erwiesen und sich einen eigentümlichen Lebensstil ausgebildet. Schon von altersher trugen sie die Bezeichnung „freie Friesen". Sie haben ein ausgesprochenes Rechtsbewußtsein, und nichts ist ihnen so unerträglich als eine Schmälerung ihres guten Rechts; es ist kein Zufall, daß eine besonders verbreitete Schrift des großen ostfriesischen Juristen Ihering den Titel trägt „Der Kampf ums Recht"*.

Der Friese hängt sehr an der Religion, aber er ist von großer Duldsamkeit für Andersgläubige. Bemerkenswert ist auch, daß schon seit der Reformation im größten Teil von Ostfriesland das volle Recht der Gemeinde bestand, den Geistlichen zu wählen, und daß auch die Frauen, sofern sie Hausbesitzer waren, das volle

* Das alte friesische Recht ist reich an anschaulichen Wendungen, es zeigt deutlich, daß diesem Volksstamm keineswegs die Gabe dichterischer Gestaltung fehlt. Bemerkenswert ist dabei, daß die Friesen die Freiheit über alles liebten, daß sie aber keineswegs Anhänger einer völligen Gleichheit waren. Borchling (Die älteren Rechtsquellen Ostfrieslands, 1906, S. 12) sagt: „Kein anderes Recht hat solche fein differenzierte und ausführliche Bußregister aufzuweisen wie das friesische, und darin stimmen die Lex Frisionum und die jüngeren ostfriesischen Gesetze aufs engste überein". Übrigens zeigt das friesische Recht auch dieses, daß es auf diesem Boden nicht an höherer Kultur fehlte; es zeigen z. B. Moorfunde, daß um die Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. die kunstvolle Borten weberei auch in Ostfriesland vorhanden war; charakteristisch für die Wertung der Berufe ist eine Stelle aus der Lex Frisionum, die der feminae fresum facienti die gleiche höhere Buße zuspricht wie dem Goldschmied und dem Harfner. —

Eine besondere Höhe des friesischen Bauernstandes wird auch in amtlichen Verfügungen anerkannt. Bemerkenswert ist eine Verfügung der Hannoverschen Regierung vom 21. Februar 1818 über „das Verhalten der Beamten in Ostfriesland den Eingeborenen gegenüber", welche das Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden (Bd. XV, 1905) mitteilt. Die Beamten werden dabei angewiesen „bei allen Verhandlungen mit Personen des dritten Standes niemals die besonderen Verhältnisse desselben in Ostfriesland aus den Augen zu setzen und in Erwägung zu ziehen, daß der ostfriesische zu den Ständen gehörige Landmann freier Grundeigentümer ist, und sich darunter zum Teil Personen befinden, welche an Bildung und Wohlhabenheit weit über den Bauern in anderen Provinzen stehen, ohne jedoch mehr Rechte zu haben als die übrigen."

Die Beamten werden zugleich angewiesen, nicht mehr den Ausdruck „Amtsuntertanen", sondern „Amts-Eingesessenen" zu verwenden.

Wahlrecht hatten*. Was die geiſtige Bewegung betrifft, ſo hatte Oſtfriesland ſchon vor der Reformation manche Schulen, auch Dorfſchulen, ja es iſt wohl an keiner Stelle ein Schulzwang früher erſtrebt als in Oſtfriesland. Freilich iſt dieſer Schulzwang nicht energiſch ausgeführt. Das literariſche Leben bewegt ſich entſprechend der abgeſchloſſenen Lage des Landes namentlich um oſtfrieſiſche Fragen und Aufgaben. Die Oſtfrieſen haben ihre geiſtige Kraft vor allem der eigenen Heimat gewidmet, aber es ſei nicht vergeſſen, daß das kleine Land dem deutſchen Leben manche hervorragende Forſcher auf verſchiedenen Gebieten gegeben hat. Vor allem ſind zwei ausgezeichnete Juriſten aus Oſtfriesland hervorgegangen. Hermann Conring (1606 bis 1681), ein univerſaler Gelehrter, der von ganz Europa gefeiert wurde; er hat das beſondere Verdienſt, die deutſche Rechtsgeſchichte begründet zu haben. Der andere Juriſt von erſtem Rang iſt allen bekannt: Rudolf Ihering. Dann hat Oſtfriesland in den beiden Fabricius bedeutende Aſtronomen gehabt. David Fabricius** korreſpondierte eifrig mit Kepler, ſeine Beobachtungen haben dazu beigetragen, das gewaltige Werk Keplers über den Planeten Mars zu fördern; der Sohn, Johannes Fabricius, aber iſt der Entdecker der Sonnenflecke. In der Medizin hat Oſtfriesland ebenfalls zwei berühmte Männer hervorgebracht. Reil*** (†1813) hat als ein hervorragender Mediziner

---

* Siehe Anhang.

** David Fabricius (1564–1617). Aus ſeinem Briefwechſel mit Kepler iſt namentlich eine Stelle bemerkenswert, welche den Unterſchied der Weltanſchauungen beider Männer klar beleuchtet. Kepler (Werke I, 332) ſchreibt: Tibi deus in naturam venit, mihi natura ad divinitatem aspirat.

*** Reils Andenken wird nicht nur in der Wiſſenſchaft, ſondern auch durch die ehrenvolle Erwähnung in den Goetheſchen Werken dauernd feſtgehalten. Im Juli 1814 verfaßten Goethe und Riemer ein Vorſpiel zu Theatervorſtellungen in Halle. Dies Vorſpiel ſcheint in Reils früherem Garten ſtattgefunden zu haben. Mag Goethe ſelbſt nicht viel für jenes Vorſpiel getan und Riemer die Hauptſache geleiſtet haben: Goethe hat die hier dem Andenken Reils erwieſene Ehrung in ſeine Werke aufgenommen. Es heißt dort im dritten Auftritt:

Und dieſes Leben ſollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
Das immerdar in ſeiner Fluren Mitte
Den deutſchen Biederſinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längſten Sproß gewährt:
Das meerentrungene Land von Gärten, Wieſen,
Den reichen Wohnſitz jener tapfern Frieſen.

(Siehe Goethe, Vollſtändige Ausgabe letzter Hand, 11. Bd., S. 331.)

Merkwürdigerweiſe iſt dieſe Huldigung des frieſiſchen Lebens und Landes wenig bekannt.

in den Freiheitskriegen die Lazarette geleitet und vorher mehrere bedeutende wiſſenſchaftliche Werke geſchaffen. Sodann ragt unter den Medizinern Frerichs hervor, den wir nicht näher zu ſchildern brauchen. So dürfen wir nicht denken, es ſei Oſtfriesland im geiſtigen Leben zurückgeblieben.

Aurich.

Meine engere Heimat iſt Aurich, die Hauptſtadt des Landes. Sie verdankt ihre Bedeutung der zentralen Lage, alle anderen oſtfrieſiſchen Städte liegen am Rande des Landes. So war Aurich der gegebene Mittelpunkt. Die Stadt hatte ſo gut wie keine Fabriken; ſie war als der Sitz aller Behörden überwiegend Beamtenſtadt. Die Beamten ſelbſt ſtammten zum guten Teil aus Hannover. Charakteriſtiſch für die frieſiſche und niederſächſiſche Art war dabei, daß die richterlichen Behörden in der Schätzung des Volkes entſchieden vor den Verwaltungsbehörden ſtanden. Die ſtille Stadt erhielt zu gewiſſen Zeiten eine eigentümliche wirtſchaftliche Bedeutung durch ihre Jahrmärkte, namentlich durch die Pferdemärkte, die einen gewiſſen Wechſelverkehr der verſchiedenen Orte bewirkten, weit über Oſtfriesland hinaus. An den Haupttagen dieſer Jahrmärkte waren zu meiner Zeit die Schulen geſchloſſen, alles bewegte ſich um dieſen Mittelpunkt.

Die Stadt hatte eine beſondere geiſtige Atmoſphäre, die wohl als eine glückliche gelten durfte. Ruhe und Friede, welche durch keine Eiſenbahn geſtört wurden, herrſchten überall, jeder konnte ſeinen Liebhabereien nachgehen, geiſtige Arbeit wurde geſchätzt, die ſozialen Fragen ſchlummerten noch, nur ab und zu ſchlug eine Welle aus dem großen Leben des Landes hierher. Dazu kam eine anſpruchsloſe, aber anmutige Natur. Die Stadt iſt umgeben von Wäldern und kleinen Gehölzen, die den Spaziergängern volle Erholung bieten. Die Häuſer waren klein, aber behaglich und oft mit Gärten verſehen. Von alters her umſchloß ein Stadtgraben die Stadt. Das Naturbild des Ganzen wurde namentlich durch einige ſehr ſtattliche Windmühlen belebt. Leider wurde die ſchöne Frühlingszeit oft durch das Moorbrennen geſtört, das die Gegend zeitweilig mit trübem Rauch erfüllte.

Meine Eltern.

Ich wurde geboren am 5. Januar 1846 als erſtes Kind nach zehnjähriger Ehe. Mein Geburtshaus ſteht an der Ecke der Oſterſtraße und der Neuſtadt. Mein Vater kam aus dem frieſiſchen Jeverland. Er ſtammte aus einem alten, urſprünglich wohlhabenden Bauerngeſchlecht, aber die Familie verlor durch

die furchtbare Sturmflut 1825 ihr Besitztum. Das trieb meinen Vater dazu, die Beamtenlaufbahn beim Postwesen einzuschlagen. Er war zuerst Postverwalter in Wittmund, dann aber Vorstand des Hauptpostamtes in Aurich. Er hatte die beste Aussicht eine größere Stellung im Hannoverschen zu erlangen, aber er fühlte sich viel zu sehr als guter Ostfriese, um von der Heimat zu scheiden. Ich war fünfeinhalb Jahr alt, als er starb, aber ich habe einen deutlichen Eindruck von seiner Persönlichkeit. Er hing mit großer Liebe an mir und pflegte mich täglich von der kleinen Spielschule abzuholen, auch trug er gewissenhaft jedes Monatsdatum meines Alters in seine Notizen ein. Merkwürdig ist es, daß ich von ihm eine Begabung für das Kopfrechnen und ein großes Interesse für Statistik und Handelsverhältnisse ererbt habe, während meine Angehörigen mütterlicherseits dafür wenig Interesse hatten. Dieses Interesse für Statistik usw. hing in keiner Weise mit meiner geistigen Hauptrichtung zusammen. Aber es hat mich treu begleitet, und meine Bremer Bekannten haben mich oft damit geneckt, wie genau ich über die Handelsbeziehungen, über die Schiffahrt usw. orientiert war. Wahrscheinlich hätte mein Vater stärker auf mich wirken können, wenn er uns nicht so früh genommen wäre.

Unvergleichlich tiefer hat meine Mutter auf mich gewirkt, ja sie hat die Grundzüge ihres Wesens auf mich übertragen. Sie war die Tochter eines sehr angesehenen und geschätzten Geistlichen, der (1776—1848) zu den Führern des ostfriesischen Rationalismus gehörte*. Er hat im Geiste einer besonnenen Aufklärung unermüdlich eine gemeinnützige Tätigkeit geübt. Jener Rationalismus verstand das Christentum vornehmlich moralisch; Jesus erschien an erster Stelle als Menschen- und Kinderfreund. Dieser Rationalismus hatte unverkennbar eine gewisse Nüchternheit, und er hat den Stand einer Populärphilosophie nicht überschritten, aber er hatte große Verdienste um die Kulturarbeit, an erster Stelle um den Unterricht. Mein Großvater teilte lebhaft die Bestrebungen des Lehrerstandes, und er hat in seinem Hause eine Privatschule eingerichtet, die über Deutschland hinaus von Holländern, Norwegern usw. besucht wurde. Auch an künstlerischen Antrieben fehlte es ihm nicht. Er hat in seinen jüngeren Jahren Romane geschrieben, und einzelne seiner Gedichte haben auch in weiteren Kreisen Anklang gefunden. Auch hat er eifrig für die Hebung des Gartenwesens gewirkt. Noch jetzt hat das Dorf, in dem er die Hauptzeit seines

* Über meinen Großvater Dr. phil. Rudolf Christoph Gittermann und über seine Schriften berichtet der „Neuer Nekrolog der Deutschen", 26. Jahrgang, 1848, 1. Teil, Seite 362 bis 375.

Lebens wirkte, dank seiner Anregung besonders gut gepflegte Baumpflanzungen. Für seine Stellung zur Philosophie ist die Tatsache bemerkenswert, daß er im Jahre 1801 an der Universität Rinteln mit einer Dissertation promovierte, welche den Titel trug: „Der Mensch ist von Natur entweder sittlich gut oder sittlich böse". Ausdrücklich wird dabei bemerkt „nach Kantischen Prinzipien". Für Ostfriesland selbst war die Erwerbung dieser Doktorwürde mehr eine Hemmung als eine Förderung seiner sozialen Stellung. Als Doktor der Philosophie erschien er leicht als ein vom Volk abgelöster Gelehrter, und ein „Doktor" außerhalb der Medizin galt als etwas Wunderliches. Es ist bemerkenswert, daß dieser tüchtige, rastlos tätige, um das Gemeinwohl unablässig bekümmerte Mann nie eine Wahlstelle erhalten hat. Er konnte an dem Orte seiner Tätigkeit, dem kleinen Eggelingen, ruhig wirken und hatte dabei den Vorteil, zwischen dem größeren Jever und dem kleineren Wittmund lebhafte gesellschaftliche Beziehungen unterhalten zu können. Jedenfalls war das großelterliche Haus voll geistiger und gesellschaftlicher Anregungen. Meine Mutter empfing ihre Bildung und ihren wissenschaftlichen Unterricht von ihrem Vater. Dieser war keineswegs ein Freund von gelehrten Frauen; meine Mutter meinte oft, daß nach dieser Richtung wohl mehr hätte geschehen können. Während mein Großvater geistig und wissenschaftlich schaltete, war die Großmutter überwiegend praktisch gerichtet und hatte vor allem den Ehrgeiz, alles, was nur möglich war, im eigenen Hause zu erzeugen: es wurde gesponnen, gewebt, Bier gebraut usw. Meine Mutter hatte von Hause aus einen frischen und geweckten Sinn, sie galt als klug und liebenswürdig und wurde von allen Freunden sehr geschätzt. Sie verstand es vortrefflich, die Eindrücke von Menschenleben und Natur wiederzugeben. Sie hat im Verlauf ihres Lebens eine große Elastizität und Kraft erwiesen. Von einem jungen talentvollen Emder Maler Camminga besitze ich ein Bild von ihr, welches sie als junge, liebreizende Frau darstellt; mit einem Zug tiefer Innerlichkeit, beinahe Schwermut, schaut sie uns an. Ich hatte später die Freude, daß der berühmte Kunstkenner Jacob Burckhardt voll Anerkennung dieses Bild als ein „feines Bild" bezeichnete. Meine Mutter war von Jugend an voll literarischer Interessen, sie hatte ein ausgezeichnetes Urteil, und so konnte ihr das übliche gesellschaftliche Leben und Treiben um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht voll genügen. Eine innige Freude hatte sie an der Natur, am Wald und am Meer. Sie hat in ihren Tagebüchern dieser Freude wiederholt Ausdruck gegeben.

Erſte Kinderjahre.

Meine erſten Schickſale waren wenig glücklich. Beinahe wäre ich raſch durch einen Unfall aus dem Leben geſchieden. Ich ſaß, kaum einjährig, auf dem Schoß meiner Mutter, ergriff aus einem Schlüſſelkorb blitzartig ein offenes Vorhängeſchloß und ſteckte es in den Mund, um es herunterzuſchlucken. Es hing nun alles daran, daß ich nicht erſtickte. Meine Mutter bemühte ſich mit größter Kraft jenes Schloß zu erfaſſen und zurückzuziehen. Inzwiſchen wurde aber der ganze Hals zerriſſen. Endlich gelang es ihr das Schloß herauszuziehen, ſie wurde dann ohnmächtig. Das ganze Haus lief zuſammen. Vier oder fünf Ärzte wurden gerufen, ſie alle glaubten, daß ich in einigen Augenblicken ſterben müſſe. Der Hausarzt meinte: „Laſſen Sie das Kind in Ruhe ſterben". Trotzdem verſuchte die Großmutter mir etwas Haferſchleim einzuträufeln, und indem ſie die Wirkung deſſen ſorgfältig beobachtete, gewahrte ſie, daß ich einige Tropfen herunterſchluckte. Dies gab dem Hausarzt wieder Mut, und ich wurde gerettet. Aber natürlich war ich auf lange Zeit arg geſchwächt.

Dieſes Unglück war nicht das einzige. Ein Scharlachfieber hatte in ſeinen Folgen größere Wucherungen auf der Hornhaut meiner Augen hervorgerufen. Ich wurde dabei ärztlich zunächſt falſch behandelt, völlig vom Licht abgeſperrt und ganze Wochen in ein völliges Dunkel gebracht; alle Mittel, die ziemlich barbariſch waren, halfen nicht das mindeſte. Endlich eröffnete der Arzt meinen Eltern, daß ich das Augenlicht verlieren werde. Natürlich wurden nun andere Ärzte zugezogen, der berühmte Augenarzt, Dr. Lange in Emden, hat mich gerettet, der uns befreundete berühmte Profeſſor Frerichs aber ſein Urteil beſtätigt. Anfänglich waren die Augen noch ſehr zart, ich wurde ſpäter ihretwegen als dauernd untauglich zum Militärdienſt erklärt, ſie haben ſich aber im Laufe der Zeit immer mehr gekräftigt. Meine durch dieſe Leiden geſchwächte Geſundheit wurde durch den wiederholten Beſuch von Seebädern ſehr gefördert.

Alle dieſe Erlebniſſe gaben mir einen großen Ernſt und haben mich bald in manches Grübeln gebracht, um ſo mehr, weil die ſchweren Verluſte meiner Angehörigen hinzu kamen. Zunächſt wurde mir mein einziger lieber kleiner Bruder genommen. Noch am Weihnachtstage 1850 hatten wir miteinander vergnügt geſpielt und uns über einen gemeinſamen Schlitten gefreut. Am Sylveſterabend wurden wir nach der Kirche gebracht, um die Poſaunen zu hören, mit denen nach dortiger Sitte damals der Schluß des

Jahres gefeiert wurde. Am 2. Januar aber wurde mein Bruder ſchwer krank, und ſchon am 7. erfolgte der Tod. Ich ſelbſt habe die Erlebniſſe mit vollem Bewußtſein erlebt, ſie ſind mir heute noch genau ſo gegenwärtig wie damals. Tief traf dieſer Verluſt des blühenden und ſchönen Kindes meine Eltern. Er hat den unſicheren Geſundheitszuſtand meines Vaters ſchwer erſchüttert. Zur Erholung ſollten wir drei das Seebad Norderney beſuchen. Von einem Kinderfeſt wurde ich dort heimgeholt, und es wurde mir mitgeteilt, daß mein Vater geſtorben ſei. Die Leiche wurde im Wagen durch das Watt nach Aurich überführt und dort beſtattet. So kam es über meine arme Mutter wie eine Sturmflut von Leiden. Aber ſo tief ſie das alles empfand, und ſo ſchmerzlich ſie ihre Lieben ihr ganzes Leben vermißt hat, ſo hat ſie doch den Mut und die Kraft zum Weiterleben nicht verloren. Auf dringenden Wunſch der hannoverſchen Verwandten wurde eine längere Reiſe dorthin unternommen, die erſte Reiſe, die ich machen durfte. Die Fahrt ging damals zunächſt nach Oldenburg, dann zu Schiff nach Brake, von da aus nach Bremen, wo ich die erſte Eiſenbahn erblickte, die auf mich einen ſehr unheimlichen Eindruck machte. Jene Reiſe hat meine Mutter ſehr erquickt, und die herzliche Geſinnung von Freunden und Verwandten hat ihr wohlgetan. Dabei hatte ſie ein ſie aufrichtendes Erlebnis, das freilich mehr ſie als mich berührte. Wir trafen in der Poſt von Gifhorn nach Celle mit einem würdigen Rabbiner zuſammen, der ſich mit meiner Mutter unterhielt; dann ergriff er mich, legte ſeine Hand auf meinen Kopf und ſegnete mich. Er ſagte: „Er wird durch ferne Länder gehen, und er wird Großes im Dienſte Gottes leiſten". Auf meine tiefgebeugte Mutter hat dieſes Ereignis einen dauernden Eindruck gemacht. — In Aurich zogen wir in ein beſcheidenes, aber mit einem hübſchen Garten verſehenes Haus. Meine Großmutter hatte ſich dieſes als ihren Witwenſitz gekauft. Es lag außerhalb der eigentlichen Stadt auf dem ſogenannten Zingel; der Stadtgraben trennte dieſen Zingel von der eigentlichen Stadt, unmittelbar in der Nähe war eine ſtattliche Mühle, die uns Wind und Wetter gewiſſenhaft verkündete. Eine Hauptfreude war für mich der Garten, der unmittelbar an eine große Wieſe grenzte. Der Garten war an erſter Stelle ein Nutzgarten, er verſorgte uns mit Kartoffeln, Bohnen uſw., aber er enthielt auch eine Anzahl von Beerenſträuchern und Obſtbäumen. Ich ſelbſt hatte mir bald gewiſſe Lieblingsplätze erkoren, ſei es in einer Laube, ſei es auf einem ſchräg liegenden Obſtbaum. Vor dem Hauſe war ein kleiner Vorgarten mit Pappeln, und nach der Außenſeite war Wein gepflanzt, der meiſt eine ſchöne Ernte brachte.

Die Natur von Aurich iſt ſehr günſtig für die aufwachſende Jugend. Die Stadt liegt auf einem breiten Sandſtreifen, der ſich durch das

Moor erſtreckt. Verſchiedene größere und kleinere Gehölze bieten angenehme Aufenthaltsorte. Die Gärten zwiſchen den einzelnen Fluren ſind in der Sommerzeit von zahlreichen Schmetterlingen belebt. Auch fehlte es nicht an mannigfachen Blumen, die oft von den Schülern in Herbarien geſammelt wurden. Im Frühling wurde damals am Himmelfahrtstage ein Feſt gefeiert, welches die Jugend ſehr bewegte. Es wurden die Eingänge der Häuſer, namentlich die Vorgärten, mit Veilchen und Butterblumen in vorgeſchriebenen Formen geſchmückt. Es war eine Ehre für alle Bewohner, den ſogenannten Brautpfad möglichſt geſchmackvoll einzurichten. Die Kinder ſuchten am vorangehenden Sonntag den ganzen Tag hindurch jene Veilchen und Butterblumen. Wahrſcheinlich erklärt ſich jene Sitte aus irgendeinem Ereignis, welches früher das oſtfrieſiſche fürſtliche Haus betroffen hatte. Die Sitte war lediglich auf Aurich beſchränkt. In der früheſten Morgendämmerung betrachtete man die verſchiedenen Ausſchmückungen und verglich ſie mit den andern. Wer ſich jener Sitte entzog, der mußte manchen Schabernack erdulden; die Primaner aber vergnügten ſich in der Frühe mit Kegelſchieben.

Da die damaligen Wege wenig erfreulich waren, ſo wurde die Beförderung durch die ſogenannten Schüten (Flachboote) auf dem Kanal von Aurich nach Emden ſtark benutzt. Sie waren bezeichnend für das damalige ruhige und bequeme Leben. Dieſe Flachboote, welche ein Verdeck hatten, wurden von zwei Pferden gezogen. Sie mußten durch die einzelnen Schleuſen herunter oder hinauf gebracht werden. Während dieſes Schleuſens konnte man ſich einige Zeit erlaben oder ausſteigen. Von dieſem Flachboot war die Hälfte, die ſogenannte Kajüte, für das gebildete Publikum beſtimmt, das behaglich dort ſeinen Tee kochen konnte, während der ſogenannte Raum für die Gemüſefrauen beſtimmt war. Je näher dieſer Kanal nach Emden kam, um ſo reicher wurden die Landſitze, und ſchließlich tauchte die alte Stadt mit ihren ſtattlichen Wällen und Windmühlen auf.

Nachbarſtädte.

Von den benachbarten Städten traten in meinen Geſichtskreis namentlich Emden und Eſens, mit denen uns engere Familienbeziehungen verbanden. Emden bewahrte noch immer das Bild einer geſunkenen, aber würdigen Größe. Seine Blütezeit lag in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es hat damals während der Freiheitskämpfe der Niederländer gegen die Spanier eine große Rolle geſpielt. Viele Vertriebene haben dort Zuflucht gefunden, und

der Handel erlebte eine großartige Entwicklung. Der Ort erſtritt ſich damals in harten Kämpfen das volle Stapelrecht. Beſonders imponiert das ſtattliche Rathaus, das nach dem Muſter des Antwerpener Rathauſes gegen Ende des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, und das neben manchen ſehr wertvollen Silberſtücken eine großartige Rüſtzeugſammlung enthält, ſie wird als die bedeutendſte in ganz Deutſchland bezeichnet. Auch manche Privathäuſer zeugen von dem Glanz und dem Reichtum früherer Zeiten*. Gerade während der damaligen Blütezeit kam eine große Sturmflut. Die Ems durchbrach ihr altes Bett und verlegte ihren Lauf weiter links. Trotz größter Mühe konnte man mit den damaligen Mitteln keine Zurückverlegung des großes Stromes erzwingen. Emden war und blieb für lange Zeit vom Meere abgeſchnitten, dieſe Hemmung mußte den Handel ſehr erſchweren. Durch Friedrich den Großen und um den Anfang des 19. Jahrhunderts erlebte Emden einen neuen Aufſchwung, bis wieder eine Stockung eintrat, endlich aber die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts durch gewaltige techniſche Bauten der Stadt eine unmittelbare Beteiligung am Großhandel eröffneten. So hat Emden recht wechſelvolle Geſchicke gehabt.

Beſonders eng waren meine Beziehungen zu der kleinen Stadt Eſens, denn dort wirkte als Rektor an der Lateinſchule der jüngere Bruder meiner Mutter, Carl Gittermann. Er war ein ſehr offener und geiſtvoller Kopf, eine liebenswürdige und ſeelengute Perſönlichkeit. Er hat es aber im Leben nicht weit gebracht, teils weil er ſeinen Weg geradeaus ging, teils auch weil er wenig Talent beſaß, ſeine vortrefflichen Kräfte zur vollen Entwicklung zu bringen. Seine philoſophiſche und religiöſe Bildung ſtand unter dem Einfluß des Junghegelianismus, namentlich Feuerbachs. Augenſcheinlich hat dieſer Denker auf die damalige Generation einen ſehr ſtarken Einfluß ausgeübt. Manche hielten es für möglich, dieſe neue Lehre mit der Religion und mit dem Chriſtentum unmittelbar zu verbinden. Natürlich konnte das nur geſchehen, indem man alle Gegenſätze abſchliff und eine idealiſierte Welt als Wirklichkeit ſetzte. Es kann

---

* Emden hat unter ſeinen Staatsmännern einmal einen Mann von europäiſchem Ruf gehabt: Johannes Althuſius (Althaus). Er war 1604—1638 Syndikus jener Stadt. Sein ſtaatsphiloſophiſches Hauptwerk war die Politica 1603 (verändert und vermehrt 1610, außerdem noch je dreimal vor und nach ſeinem Tode gedruckt); er war auch in ſeiner literariſchen Tätigkeit ein hervorragender Verfechter der ſtädtiſchen und ſtändiſchen Intereſſen. Das Werk „Politica“ iſt in den ſpäteren Auflagen deutlich mehr und mehr auf die oſtfrieſiſchen und niederländiſchen Verhältniſſe und Intereſſen zugeſchnitten. Charakteriſtiſch iſt für Althuſius, der auch Kirchenälteſter ſeiner Gemeinde war, daß er 1617 ein gemeinſames Erinnerungsfeſt für Luther und Zwingli vorſchlug.

kein Zweifel daran ſein, daß Gittermann aus voller Überzeugung jene radikale Lehre und die religiöſe Überzeugung verbinden wollte. Ich habe ſelbſt von ihm manche Predigt gehört, aus der vollſte Wahrhaftigkeit ſprach. Aber dieſe Lage mußte Konflikte ergeben, und an dieſen hat es nicht gefehlt. Dazu war mein Onkel ein ſehr entſchiedener Vorkämpfer Preußens und der deutſchen Einheit. Er hat ſich dazu mit voller Unerſchrockenheit auch in der Reaktionszeit bekannt und hat in dieſer Zeit (1851) eine ſechswöchige Feſtungsſtrafe erlitten, die freilich recht behaglich ausfiel und die ihm einen Ehrenbecher von ſeinen Mitbürgern eintrug. Aber für ſeine amtliche Laufbahn war ſie natürlich wenig günſtig. Die Stelle in Eſens war recht beſcheiden. Wiederholte Berufungen von Gemeinden auf einträgliche Pfarren hat mein Onkel, als mit ſeiner Überzeugung unverträglich, abgelehnt. In der Nähe von Eſens hat er einen Proteſtantenverein gegründet; auch literariſch iſt er für eine freiere Auffaſſung von Welt und Leben eingetreten. Schließlich iſt er nach einer längeren Fehde an die Navigationsſchule nach Leer verſetzt worden und hat dort ſein Leben 1892 beſchloſſen. Ich habe ihn kurz vor ſeinem Tode beſucht und habe unvergeßliche Eindrücke von dieſer Begegnung erhalten. Die Grundzüge des Lebens ſtanden ihm gegen Schluß ſeines Lebens mit Klarheit vor Augen, und von Feuerbach war wenig zu verſpüren. Die harten politiſchen und religiöſen Kämpfe waren vorüber, und eine ruhige, verſöhnliche Stimmung trug den Abſchluß dieſes Lebens. In meiner Jugend hat er zunächſt durch Diskuſſionen über die großen Fragen vielfach anregend auf mich gewirkt. Wir konnten damals oft nicht zuſammengehen, da ich von früh an die Unvereinbarkeit von Feuerbach und Chriſtentum klar durchſchaute. Aber er brachte mir manche Fragen, und in ſeiner Bibliothek konnte ich die erſten philoſophiſchen Bücher nach Herzensluſt leſen, die mir ſonſt nicht zugänglich waren. Die engen Beziehungen zwiſchen meiner Mutter und dieſem Bruder brachten es mit ſich, daß wir die Weihnachtszeit in ſeiner Familie verbrachten und dort wohltuende Tage verlebten; hier konnte meine Mutter ſich von ihrer Tagesarbeit etwas erholen.

Inſelreiſen.

Von beſonderer Bedeutung waren für mich an erſter Stelle die Inſelreiſen, welche wir wiederholt ausführten, wir beſuchten namentlich Langeoog, nur einmal Borkum. Wir waren dort mit der Familie meines Onkels zuſammen. Höchſt eigentümlich war damals eine derartige Badereiſe. Schon die Beförderung war recht primitiv. Ein kleines Fährſchiff, das gegen

ungünſtige Winde ſehr langſam aufkam, nahm uns auf. Bei etwaigem Wenden der Segel mußten die Reiſenden ſich auf den Boden legen und dieſe Prozedur wiederholt auf ſich nehmen. In der Kajüte zu bleiben war bei der Enge des Raumes nur beim ſchlechteſten Wetter möglich. Kam man nach ſtundenlanger Reiſe endlich ans Ziel, ſo fuhr ein Wagen, eigentlich mehr eine Karre mit dem bezeichnenden Namen „Wüppe", ins Meer an das Schiff heran und führte die Paſſagiere in die Wohnung, welche man ſich ſchon vorher bei irgend einem Fiſcher oder Seemann geſichert hatte. Der Haushalt war ſchwierig, da die Damen den größten Teil der Lebensmittel, darunter auch Fleiſch und Gemüſe, vom Feſtland beziehen mußten. Nur wenn das Fährſchiff kam, erhielt die Inſel Hefe, ſo daß dann Brot und Kuchen gebacken werden konnte. Dieſe erfreuliche Tatſache wurde durch das Hiſſen einer Flagge verkündet, die wenigen Kurgäſte verſammelten ſich ſchleunigſt, um die ungewohnten Sachen zu genießen. Die ſchönſte körperliche und geiſtige Erfriſchung erhielt man durch die Spaziergänge an dem vorzüglichen Strande ſowie durch die hier recht kräftigen Bäder. Nachmittags verſammelte man ſich gern auf dem ſogenannten Nordſtern unter einem Zeltdach, um dort ſeinen Tee einzunehmen. Kleine Ausflüge wurden nach der Weißen Düne unternommen, Muſcheln und Seetiere geſammelt, gelegentlich auch das Meerleuchten bewundert. Von den Höhen der hier ſehr ſtattlichen Dünen genoß man einen weiten Blick, man konnte dort durch das Fernrohr die Bewegungen der großen hanſeatiſchen Dampfer genau verfolgen. So konnte die Phantaſie ſich in unermeßliche Weiten ergehen, und man durfte bei voller Stille ſich in der Nähe des großen Lebens fühlen. Primitiv war auch inſofern die geiſtige Lebenshaltung, als dort kein ſtändiger Pfarrer war; zu beſonderen Zeiten und zu hohen Feſttagen kamen benachbarte Geiſtliche. Im übrigen lag die geiſtige Verſorgung in der Hand eines alten biederen Schulmeiſters, den mein Onkel ſtets als Herr „Kollege" begrüßte. Mein Onkel hörte einſt einen furchtbaren Spektakel aus der Schule dringen, ohne daß derſelbe eine Unterbrechung erfuhr. Auf ſein Befragen erklärte der Lehrer ſtolz: „Ich habe nach neuer Methode für meine Jungens eine Stunde ſtiller Denkübungen eingerichtet". Das Verhältnis zu den einzelnen, ſehr wenig zahlreichen Kurgäſten war ein enges, ja freundſchaftliches. Man erzählte ſich gegenſeitig von ſeinen Freuden und kleinen Leiden und fühlte ſich ganz aufeinander angewieſen. Der Menſch war damals noch nicht ſich ſelbſt ſo überdrüſſig, wie er es jetzt meiſt iſt. Die Menſchen fliehen jetzt oft zur Natur nur, um immer wieder mit den Menſchen meiſt ſehr Nichtiges zu treiben und der gegenſeitigen Eitelkeit zu fröhnen; traurig, daß die große Natur

ihnen nichts anderes zu bieten vermag! Damals ging man ins Seebad, um ſich körperlich und geiſtig auszuruhen und Kraft für die Arbeit des Winters zu gewinnen. Angenehm war auch das Verhältnis zu den einzelnen Inſulanern, zu denen ſich bald freundliche Beziehungen anſpannen. Die meiſten Männer waren Seeleute. Ihre Auffaſſung betrachtete den Tod zur See nicht als ein beſonderes Unglück. Die Küſtenbewohner pflegen ſich überhaupt ihre eigene Lebensüberzeugung zu bilden. Der Seemann und ſeine Umgebung iſt feſt überzeugt von dem Walten eines Schickſals, dem ſich niemand entziehen kann. Es gilt dann als unmännlich, ja feige, ſich gegen dieſes Schickſal zu ſträuben. Merkwürdigerweiſe kann dieſer Grundgedanke ſehr verſchiedene intellektuelle Geſtaltungen annehmen. Die Strengreligiöſen ſehen in jenen Ereigniſſen eine unmittelbare Fügung Gottes; die Mindergläubigen unterwerfen ſich dem Schickſal als einer dunklen Macht, aber über die Tatſache eines allesbeherrſchenden Schickſals iſt nicht der mindeſte Zweifel. „Das ſollte ſo ſein", das iſt der übliche Troſt. Dieſer Schickſalsglaube lähmt keineswegs den Mut und die Energie des Handelns, aber er verbietet alles unnütze Grübeln über das, was hätte kommen können. Als ein teilnehmender Kurgaſt einem Langeooger die Frage vorlegte, wie es den Einwohnern ginge, wenn ein plötzlicher Unfall oder eine ſchwere Krankheit ſie träfe, da doch kein Arzt auf der Inſel ſei, ſo meinte jener wetterharte Mann: „Nun ja, dann müſſen wir unſeren eigenen Tod ſterben". — Inzwiſchen hat ſich Langeoog zu einem ſtattlichen Seebade gehoben, die frühere Schilderung trifft nicht mehr zu. Ich aber denke mit großer Freude an die dort verlebten Wochen; ſie waren entſcheidend für meine Entwicklung, weil ſie mir Geſundheit brachten und ich in tiefer Ruhe große Eindrücke empfing.

Zu großen Reiſen kam es ſonſt nicht, außer jener hannoverſchen Reiſe 1852 habe ich Oſtfriesland bis zu meinen Studienjahren nicht verlaſſen. Um ſo mehr war meine Mutter bemüht, durch kleine Tagesausflüge Geiſt und Gemüt zu erfriſchen. Sie hatte einmal bei Zſchokke, einem ihrer Lieblingsſchriftſteller, geleſen, es tue der heranwachſenden Jugend gut, auch ſelbſtändige kleine Tagesausflüge zu unternehmen. Das habe ich dann mit einigen Freunden öfters getan. Ein ſehr einfaches Frühſtück wurde mitgegeben. Unſer gemeinſamer Trank war eine Miſchung Sirup und Eſſig. Dann wanderten wir vergnügt durch die einzelnen, oft recht ſtattlichen Dörfer und hatten beſondere Freude an den Fehnen (auf dem Moor angelegten Kolonien), wo uns ein eigentümliches, ungewohntes Leben umgab. Dieſe Kanäle verbanden nicht nur die einzelnen Orte, ſondern ſie hatten manche kleinere Werften, wo Segelſchiffe gebaut wurden. Auch gab es dort Glashütten, für die

das benachbarte Moor den Brennstoff lieferte. Erst später ist mir klar geworden, wie glücklich die damalige Lage für die einzelnen Schiffsbesitzer und Seeleute war. Ostfriesland hatte damals sehr viele kleinere Holzschiffe, die namentlich nach England oder nach Norwegen fuhren, und von denen viele nur im Sommer ihre Fahrten ausführten. Diese Leute waren sehr seegewandt; sie erreichten gewöhnlich einen behaglichen, wenn auch bescheidenen Wohlstand, wenn nicht ein Seeunglück dazwischentrat. Aber sie waren auf sich selbst gestellt und konnten den Wettbewerb mit den grösseren Schiffen zunächst aushalten. Später hat die technische Entwicklung diese kleinen Schiffe zum guten Teil entwertet und die Seeleute meist in den Dienst der großen Schiffahrtsgesellschaften getrieben. Auch auf diesem Gebiete zeigt sich deutlich, wie die moderne Industrie mit ihren technischen Leistungen das Individuum unterdrückt und seiner Selbständigkeit beraubt.

Häusliches Leben.

Nach dem Tode meines Vaters und meines Bruders waren meine Mutter und ich allein auf uns selbst angewiesen; von früher Zeit an hat meine Mutter mein geistiges Streben geteilt und auch ihre Sorgen mir mitgeteilt. Vor allem lag auf ihr als eine schwere Sorge unsere wirtschaftliche Erhaltung. Unser Vermögen war gering, und die Witwenpension betrug damals jährlich nicht mehr als 600 Mark. Mein Vater wollte für die Zukunft sorgen, aber er hatte sich an eine sogenannte Tontine angeschlossen, wo alle Teilnehmer bis zu einem bestimmten Termine eine Summe zusammenzuschießen hatten, um schließlich die ganze Summe unter die Überlebenden zu verteilen. Mein Vater starb kurz vor jenem Termin. So mußte meine Mutter für andere Mittel sorgen. Dies hat sie später in der Weise getan, daß sie Pensionäre nahm. Es war ein äußerer Anlaß, der ihr diesen Weg zeigte. Ein angesehener Bürger von Esens hatte auf der Insel beobachtet, wie sorgfältig und umsichtig meine Mutter für mich sorgte. Er kam nun mit der Bitte, ihr den eigenen Sohn anvertrauen zu dürfen, der dann auch lange Jahre hindurch bis zur Studienzeit in unserem Hause gelebt hat. Diese Einrichtung fiel meiner geistig regen Mutter schwer. Aber sie hat mit Elastizität und Energie das für uns Notwendige durchgeführt und dabei den ihr anvertrauten Kindern das Elternhaus nach besten Kräften ersetzt; noch jetzt erhalte ich schöne Zeichen der Dankbarkeit. Haus und Garten galt dabei als gemeinsames Eigentum, kleine Feste wurden veranstaltet, unsere Dichter oft abends gelesen. Kurz, was wirtschaftlich eine Notwendigkeit war,

das wurde ihr eine Sache der Freude und der Hingebung. Für mich aber war es wesentlich, daß ich nicht einsam blieb, sondern durch den alltäglichen Umgang gewann und mehr mit anderen verkehren mußte. Meine Mutter hatte einen gleichmäßigen frohen Sinn und einen großen Reiz für die Jugend; so ist ihr einst ein kleines Mädchen auf der Straße begegnet, welches sie nicht kannte, die aber ihre leuchtenden Augen nicht wieder vergessen konnte. Frau Dr. Schröder auf Schloß Poggelow in Mecklenburg, geb. Peters, welches dieses kleine Mädchen war, lernte ich erst in letzter Zeit näher kennen, und sie erzählte mir: „Ich habe diese Augen nicht vergessen können, erst als ich Sie kennen lernte, wußte ich, wem sie gehörten". Was Wunder, wenn in unserem Kreise ein froher Ton herrschte und treue Freundschaften geschlossen wurden. Mir selbst standen die beiden Brüder Voß am nächsten, der ältere starb früh, der jüngere wirkt noch als hochangesehener Professor der Mathematik an der Münchner Universität. Wie oft haben wir drei heranwachsenden Knaben Fragen gemeinsam besprochen, und sind wir, da wir keine besonderen Kirchgänger waren, durch die Wälder von Aurich gestreift. — Wir wissen, wie schwierig sich durchgängig die gesellschaftliche Stellung von Beamtenwitwen gestaltet. Man will und muß die frühere soziale Stellung behaupten und muß dabei sich zugleich hart mühen und plagen. Meine Mutter hat diese Stellung sich voll gewahrt. Man lebte damals in anspruchsloser Weise recht zufrieden. So haben wir wiederholt mit näheren Freunden den ganzen Tag im Walde zugebracht. Die Verpflegung war recht bescheiden, ein Gericht Reis und eine Flasche einfaches Weißbier war die Hauptsache. Aber man genoß mit vollen Zügen den frischen Wald, und man fühlte dadurch die Kraft gehoben. Alle Bestrebungen meiner Mutter hatten dabei ein festes Ziel, mich auf die Höhe der akademischen Bildung zu führen; darin sah sie ihre einzige Aufgabe. Von Jahr zu Jahr wurde eine kleine Summe zurückgelegt, die ein sorgsamer Berater aus altjüdischem Geschlecht, mit dessen Enkel mich ein freundschaftliches Verhältnis verknüpfte, fürsorglich verwaltete.

Das Auricher Gymnasium.

Das Auricher Gymnasium hatte seine ersten Anfänge in der Reformationszeit, aber damals versah ein einziger klassisch gebildeter Lehrer den ganzen Unterricht. 1646 wurde eine größere Organisation eingeführt, seitdem trägt das Gymnasium den Namen „Ulrich-Schule". Deutlich waren noch die alten Titel. An der Spitze stand früher der Rektor, dann ein Konrektor, ein Subrektor,

ein Kollaborator, schließlich der Kantor. Eine weitere Entwicklung hat der Verlauf des 19. Jahrhunderts gebracht. Es hatte damals Ostfriesland nur zwei volle Gymnasien, während Norden und Leer nur Progymnasien hatten. Das Auricher Gymnasium wurde einerseits von den Söhnen der Auricher Kreise, andererseits von den Söhnen der Gutsbesitzer, Geistlichen usw. besucht. Es ergab sich daraus eine große Verschiedenheit der Altersklassen, die auswärtigen Schüler waren durchgängig erheblich älter. Sie pflegten in Bürgerfamilien zu wohnen und hatten eine Lebensführung, die sehr nahe an das studentische Leben grenzte. Auch darin bestand ein Unterschied, daß diese Auswärtigen meist niederdeutsch, plattdeutsch, sprachen, während wir Auricher in unseren Häusern hochdeutsch sprachen, natürlich bei voller Beherrschung auch des Niederdeutschen. Dieses Vorwiegen des Niederdeutschen hatte gute Gründe; ich möchte die jetzt vordringende Bewegung zum Niederdeutschen nicht bekämpfen. Aber wir Auricher empfanden doch auch sehr den Mißstand, daß die deutsche, namentlich unsere klassische Kultur leicht wie etwas Fremdes erschien; so war Goethe den plattdeutsch sprechenden Knaben schwer zugänglich. Auch die Wortwahl war durch diese Scheidung von Hoch- und Niederdeutsch sehr beschränkt. Es fehlte, wie überhaupt dem norddeutschen Leben, der lebendige Zustrom aus der Volkssprache. Wir alle, die wir im niederdeutschen Leben standen, haben im geistigen Schaffen mit der Gefahr einer abstrakten Sprache und Denkweise zu kämpfen. Wir können diese Gefahr bekämpfen, aber es fordert das volle Energie und bewußte Arbeit. Ich selbst habe einmal meinen Mitschülern vorgeschlagen, wir möchten in der Schule uns untereinander des Hochdeutschen bedienen, um jene Kluft zu überwinden. Die Mehrzahl der Kameraden trat anfänglich meiner Aufforderung bei, aber eine Minderzahl hielt fest am Niederdeutschen, Tag für Tag gewann diese Minderzahl an Boden und schließlich den Sieg. Es erklärt sich das leicht aus der frischen und knappen, dabei traulichen Art, die das Niederdeutsche besitzt. Manche Redensarten und Lieblingswendungen sind kaum hochdeutsch wiederzugeben. Auch ich selbst verwende sie im häuslichen Leben gern.

Wenden wir uns von den Schülern zu den Lehrern. Sie waren früher überwiegend Theologen, die eigentliche Philologie hat erst im Laufe des 19. Jahrhunderts die volle Herrschaft erlangt. Die Lehrer waren mehr Erzieher als Gelehrte, aber sie setzten ihre beste Kraft an die Sache, und sie traten in ein enges seelisches Verhältnis zu den einzelnen Schülern. Das Technische trat zurück vor dem Praktisch-Moralischen. Gewisse Mängel waren unverkennbar. Die einzelnen Leistungen griffen viel weniger ineinander, als es jetzt gefordert wird. Es wurde z. B. die Wahl der Lehrbücher zum guten

Teil den einzelnen Lehrern überlaſſen. Auch wurde uns wenig künſtleriſche Anſchauung geboten; wir erhielten z. B. kein genügendes Bild von den klaſſiſchen Stätten des antiken Lebens. Über alle dieſe Mängel überwog der Vorteil einer ſelbſtändigen und eigentümlichen Entwicklung. Jeder konnte ſeine eigene Art entfalten, und man hatte genügende Zeit, ſeinen beſonderen Intereſſen nachzugehen. Es herrſchte noch nicht die unglückſelige Einrichtung des ſogenannten Freiwilligen-Examens. Sie hat den Stand der höheren Schulen aufs ſchwerſte geſchädigt; die militäriſchen und die bureaukratiſchen Intereſſen überwogen dabei die der geiſtigen und ſeeliſchen Entwicklung; namentlich die mittleren Klaſſen haben ſehr darunter gelitten. Hannover und Oſtfriesland kannten damals jene unglückliche Einrichtung nicht.

Wir alle, welche wir jenes Gymnaſium beſucht haben, bewahren den dortigen Lehrern und der dort herrſchenden Denkweiſe eine aufrichtige Dankbarkeit. Es kann Fremde nicht intereſſieren, wenn ich das Bild der einzelnen Lehrer zeichne; ich möchte nur hervorheben, was charakteriſtiſch war. Direktor war Rothert, ein Weſtfale, der von der Studienzeit her der Burſchenſchaft eine treue Anhänglichkeit bewahrte. Er hat die Leitung dieſes Gymnaſiums in tüchtiger Weiſe geführt und gute Diſziplin gehalten. Er führte uns im griechiſchen Unterricht raſch zur Lektüre der Odyſſee und hat uns dadurch unvergeßliche Eindrücke geboten. Unter den anderen Lehrern zolle ich Dank und freundſchaftliche Geſinnung dem Konrektor Ruprecht. Er war der erſte, der ſich mit beſonderer Wärme meiner geiſtigen Entwicklung annahm und es durchſetzte, daß ich eine Klaſſe, die Obertertia, überſprang. Leider hat ſpäter ein zunehmendes Ohrenleiden ſeine Lehrtätigkeit vorzeitig gehemmt, aber dauernd bin ich mit ihm in freundſchaftlicher Korreſpondenz geblieben. Der ſpätere Direktor Volkmar führte uns Primaner geſchmackvoll und feinſinnig in Meiſterwerke der antiken Literatur ein, der Konrektor Funck ließ uns die franzöſiſche Literatur ſchätzen, der Konrektor Möhring förderte meine mathematiſchen Neigungen. Bei weitem den ſtärkſten Einfluß aber hatte der Rektor Wilhelm Reuter, welcher Klaſſenlehrer der Sekunda war und ſowohl durch den Religionsunterricht als durch den deutſchen Unterricht in den beiden oberen Klaſſen mit außerordentlicher Tiefe und Wärme auf die Seelen wirkte. Er war von Haus aus mehr Theologe als Philologe, aber er war auch als Philoſoph ausgebildet und hatte ſich namentlich gründlich mit Hegel und mit Krauſe beſchäftigt. Der Kern ſeines Lebens aber lag in einem tiefen religiöſen und moraliſchen Wirken auf die Gemüter, er ſetzte ſeine ganze Perſönlichkeit dafür ein und gab ſich eine unſägliche Mühe mit jedem einzelnen, um ihn nicht bloß intellektuell, ſondern geiſtig und namentlich moraliſch zu bilden. Er war

jeden Augenblick bereit, auf die Interessen jedes Schülers einzugehen und auch ein sprödes Material unverdrossen zu bilden. Namentlich in der Behandlung der Aufsätze hat er unermüdlich gewirkt. Er hat nicht selten verschiedene Aufsatzthemen je nach der Art und Fassungskraft der Schüler gestellt. Oft hat er mir allein ein besonderes Thema aufgegeben, um meinen philosophischen Interessen entgegenzukommen. Dabei stand ich bei höchster Hochachtung für Reuter in einem gewissen Gegensatz zu ihm. Er war, wenn auch in keiner Weise fanatisch, so doch ein strenggläubiger Lutheraner. Ich aber war sowohl durch die Zusammenhänge meiner Familie als durch meine eigenen Eindrücke freigesinnt. Nun suchte er alles in mir zu erwecken, was mich nach seiner Überzeugung auf den rechten Weg führen könnte. Er hat oft mit mir über diese Fragen gesprochen und dabei nie die Autorität des Lehrers, sondern das Recht der Sache eingesetzt. Der bloßen Aufklärung war ich bei aller freien Gesinnung von früh an fremd, aber ich verdanke Reuter, daß ich die schroffen Gegensätze des Lebens und des geistigen Bestandes der Seele von Jugend auf durchschauen konnte und dadurch in der Hauptrichtung meines eigenen Strebens bestärkt wurde. Natürlich blieb ich Reuter dauernd verbunden, wir haben regelmäßig miteinander korrespondiert*. Als ich ihn zuletzt sah, hat er bitterlich geweint.

Sehr bedauerlich, ja empörend war es, daß der tiefinnerliche und ganz und gar auf seine seelenbildende Arbeit gerichtete Lehrer zum Schluß seines Lebens in politische Konflikte geriet und dabei eine Behandlung erfuhr, die uns Ostfriesen empörte. Reuter stammte aus Hildesheim und fühlte sich als Althannoveraner. Nun kam die Annexion 1866; diese Annexion mit der Entthronung des Königs widersprach seinem moralischen Empfinden, und wie er nie aus seiner Überzeugung Hehl machte, so hat er wahrscheinlich auch zu den Schülern darüber gesprochen. Nun müssen irgendwelche nichtostfriesische Schüler ihren Eltern davon erzählt haben, wahrscheinlich hat sich auch Klatsch daran geknüpft; kurz es wurde

---

* Veröffentlicht hat meines Wissens Reuter nur eine kleine Schrift „Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Darlegung des Gehaltes und des Zweckes" (1881, 80 Seiten).

Bemerkenswert ist die enge Beziehung Reuters mit unserem großen Juristen Ihering. Wie sehr dieser Reuter schätzte, zeigt ein Jugendbrief vom 17. Dezember 1840, in welchem Ihering schreibt: „Ich werde es stets anerkennen, welch' einen wohltätigen Einfluß Sie auf mein Leben gehabt haben, indem Sie nicht nur den Sinn für Wissenschaft in mir erweckten, sondern mir auch die Verfolgung meiner jetzigen Laufbahn so sehr erleichterten".

Ich selbst habe in den Ostfriesischen Monatsblättern 1881 meiner dankbaren Schätzung Reuters in kurzen Worten Ausdruck gegeben (S. 193—198).

eine peinliche Unterſuchung auf Amtsentſetzung des Mannes eingeleitet, die alle Inſtanzen beſchäftigte. Die Oſtfrieſen, welche ihn durch die ganze Reihe der Jahre als einen politiſch durchaus harmloſen Mann kannten und ſeine einzigartigen Verdienſte vollauf anerkannten, waren erbittert über dieſe Behandlung ihres hochverehrten Lehrers. Sie haben alles mögliche getan, ihrer Hochſchätzung Ausdruck zu geben und haben ſich auch mit eindringendſten Vorſtellungen an die höchſten Behörden gewandt. Schließlich war das Ergebnis nicht ſo ſchlimm, wie es zu Anfang dünkte. Aber Reuter wurde in den Ruheſtand verſetzt und verlor, ſoviel ich weiß, auch einen Teil ſeiner beſcheidenen Einnahme. Dieſer Fall iſt charakteriſtiſch für die bureaukratiſche Art, die Deutſchland wie ein dichtes Gewebe umſponnen hat. Dieſe Bureaukratie hat kein Augenmaß für groß und klein, ſie denkt in ſtarren Schablonen und kann ſich in keiner Weiſe in eine fremde Denkart verſetzen ſowie kein Recht einer Individualität würdigen. Wir erleben auch bis zur Gegenwart Glanzſtücke deſſen. Aurich hatte in Reuter einen Lehrer von Gottes Gnaden, der ſein ganzes Leben dieſer einen Sache widmete. Ganze Generationen hat er gebildet und geiſtig emporgehoben, und nun genügte ein, vielleicht unbeſonnenes und unkluges Wort, um die Lebenstätigkeit eines ſolchen Mannes ſchwer zu hemmen.

Weitere Entwicklung.

Inzwiſchen klärten ſich mir auch die Ausſichten für meinen Lebensweg. Die Schule habe ich bald und ohne Mühe durchgemacht. Die Hauptzeit außer den Lehrſtunden konnte ich meinen Arbeiten widmen, die ſich zunächſt mit den klaſſiſchen Sprachen, dann aber auch mit philoſophiſchen Werken befaßten. Im Sommer bin ich regelmäßig morgens 5 Uhr aufgeſtanden, um ungeſtört meine eigenen Sachen zu treiben. Vor einer Reihe von Jahren fand ein früherer Schulgenoſſe als beſonders bemerkenswert an mir, ich hätte ſo gut wie nichts für die Schule gearbeitet und wäre doch an der Spitze der Klaſſe geblieben. In den mittleren Klaſſen hatte ich geradezu einen Stoffhunger, er trieb mich dazu, ganze Bände des Konverſations-Lexikons raſch durchzuleſen. In meiner wiſſenſchaftlichen Bildung trat in erſter Linie zunächſt die Mathematik hervor. Als Kind war ich ein hervorragender Kopfrechner; ſpäter entwickelte ſich auch eine ausgeſprochene Neigung zur Mathematik. Ich wurde dabei weniger von der Geometrie mit ihrer anſchaulicheren Art als von der reinen Algebra angezogen. Wie hier ſo habe ich überhaupt meine eigene Anlage von früh an

kritiſch geprüft. Beim Neulernen einer Sprache z. B. kam ich nicht ſofort auf die Höhe, aber je mehr die Aufgabe mich beſchäftigte, deſto ſicherer fühlte ich mich, und der Schluß des Schuljahres pflegte mich an der Spitze der Klaſſe zu finden. Die Neigung zur Mathematik führte meine Mutter und mich zu dem Plane, auf einer techniſchen Hochſchule Mathematik und Phyſik zu ſtudieren. Später hat die Philoſophie die Mathematik bei mir zurückgedrängt, doch blieb ich bis zum Schluß meiner Schuljahre ein vortrefflicher Mathematiker. Die Wendung zur Philoſophie wurde verſtärkt durch das lebhafte religiöſe Intereſſe, welches mich von früher Jugend beſeelte. Meiner Familientradition entſprach ein gemäßigter Liberalismus; wir fühlten uns von der Orthodoxie, wie ſie in Oſtfriesland damals vorherrſchte, wenig befriedigt. Es waren nicht ſo ſehr einzelne Sätze, welche die Meinigen zum Widerſpruch trieben, als die Überzeugung, daß dieſe Orthodoxie bei aller perſönlichen Tüchtigkeit den großen Problemen nicht gewachſen ſei. So gingen wir von Haus aus unſeren eigenen Weg. Dazu kamen meine eigenen Erfahrungen, welche mich ſtark zur Beſchäftigung mit religiöſen Fragen trieben: der Verluſt meiner Lieben, mein zarter Geſundheitszuſtand, die mir drohende Blindheit. So hatte meine frühe Kinderzeit wenig Sonne, ſie war voller Hemmungen. Aber ich ſetzte allen Hemmungen die Überzeugung entgegen, daß eine höhere Macht wie überhaupt über der Menſchheit, ſo auch für mich ſelbſt walte, und daß ich ihr vertrauen dürfe. Dieſen Glauben habe ich keinen Augenblick aufgegeben; wohl aber habe ich eine ſelbſtſtändige Kritik an dem überkommenen Kirchenglauben geübt. Schon frühzeitig habe ich großen Anſtoß an der überlieferten Lehre vom Mittleramt Chriſti und von der Stellvertretung durch ihn genommen, und ſchon als kleines Kind habe ich meine Mutter mit der Frage gequält, warum nicht Gott ſelbſt die Menſchen zu ſich zöge und das Böſe von ihnen wende. Dieſe Abweichung von dem Kirchenglauben machte es mir unmöglich, Theologie zu ſtudieren. Das dort gebotene religiöſe Leben ſchien mir zu eng und zu gebunden; ich habe mich auch weiterhin viel mit theologiſchen Problemen beſchäftigt, aber ich habe keinen Augenblick daran gedacht, Theologe zu werden; die Erfahrungen meines Onkels konnten mich darin nur beſtärken.

In der Politik waren wir Oſtfrieſen vor allem gute Deutſche; ich erinnere mich noch, wie ängſtlich wir in unſeren Aufſätzen den Ausdruck „Hannoveraner" vermieden und nur von Deutſchen redeten. Zugleich war man durchgängig in Oſtfriesland freiſinnig, nicht im Sinne der Berliner Demokratie, wohl aber im Sinne der alten Tradition von den freien, ſelbſtändigen, vor allem auf das Recht bedachten Oſtfrieſen. Auch zur hannoverſchen Kammer

pflegten die oſtfrieſiſchen Kreiſe überwiegend gemäßigt liberale Abgeordnete zu wählen. Nun aber kam ſeit dem Jahre 1858 die Bewegung in Preußen, welche eine Belebung der ſchlummernden Kräfte und eine Einigung Deutſchlands verſprach. Größte Hoffnungen für eine freiere Entwicklung und für die nationale Einigung wurden auf den damaligen Prinzregenten, den ſpäteren König Wilhelm, geſetzt; auch die Jugend geriet in Bewegung. Später fehlte es nicht an Enttäuſchungen; wir wiſſen, daß ſich dann die Sache zu einem ſchroffen Konflikt zuſpitzte. Es war namentlich die Heeresvorlage, welche die Geiſter aufregte und erbitterte. Der gute, ja notwendige Sinn der Heeresvorlage entging der öffentlichen Meinung, dazu fehlte es an Verſuchen einer Aufklärung und Verſtändigung; ſo witterte ſie in jener Vorlage nur Reaktion und Junkertum. Wir ereiferten uns leidenſchaftlich darüber und fühlten uns radikal geſtimmt. Aber ſo unreif das Leben damals in politiſcher Hinſicht war, ſo wohltuend war die Wärme der moraliſchen Geſinnung, namentlich die Überzeugung, daß die gebildete Jugend dazu berufen ſei, ein einiges und freies Deutſchland hervorzubringen. Damals ſchlummerte noch die ſoziale Gefahr mit ihren ungeheuren Problemen. Auch das Auftreten Laſſalles wurde meiſt mit der bequemen Wendung zurückgeſchoben, man dürfe keine Staatshilfe erbitten, ſondern allein der Selbſthilfe vertrauen. So ſchien der Kern der ganzen Nation in dem gebildeten Bürgerſtande zu liegen. Die Studierenden aber ſchienen beſonders berufen, in dieſer Richtung zu wirken. Der einzelne empfing daraus das Bewußtſein, daß ſein eigenes Beſtreben etwas bedeute, ja unentbehrlich ſei. Es war nach meiner Überzeugung ſpäter ein großer Mangel, daß die akademiſche Jugend viel zu wenig eigene Ideale für das ganze Leben beſaß, und daß ſie nur die vorhandene Ordnung anerkennen ſollte.

Schluß der Gymnaſialzeit.

Meine Gymnaſialzeit nahte ſich nunmehr ihrem Ende. Meine Mutter und ich ſelbſt durften freier an die Zukunft denken, wir fühlten uns gehoben im Ausmalen ſchöner Pläne. Das letzte Schuljahr brachte mir verſchiedene anziehende Aufgaben. Ich habe verſchiedene Kadetten in der Mathematik ausgebildet, dann erhielt ich durch Reuter und mit Zuſtimmung des Gymnaſialdirektors einen eigentümlichen Auftrag: ich ſollte einen jungen Kaufmann, der zum akademiſchen Studium übergehen wollte, zum Abgangsexamen vorbereiten. An erſter Stelle galt es, den deutſchen Aufſatz auf die Höhe zu bringen, dann aber auch klaſſiſche Studien mit ihm

zu treiben. Es war das für mich, der ich damals 16 Jahre alt war, eine nicht geringe Aufgabe, aber die Sache hat sich sehr nach Wunsch gestaltet. In einem schattigen Garten am Kanal, welcher jener Familie gehörte, konnten wir ungestört unsere Studien treiben und uns zugleich behaglich erholen. Die Sache gelang vollauf, und jener hat das Examen wohl bestanden; leider ist er aber bald gestorben. Auch weitere wissenschaftliche Aufgaben kamen an mich: ich sollte auf Anregung Reuters eine philosophische Erörterung über Ciceros Tusculanen liefern, im besonderen das zweite Buch dieser Schrift sowohl philologisch als philosophisch durcharbeiten und diese Arbeit gewissermaßen als Zeugnis meiner Leistungen dem Gymnasium einreichen. Das habe ich am 27. Februar 1863 getan. Reuter hat sie eingehend beurteilt. Am wenigsten genügte nach seiner Überzeugung meine Darstellung; auch könne man, so meinte er, in den philosophischen Darlegungen leicht Widersprüche finden, wenn man bloß auf die Worte sähe und nicht dem Gedankenzusammenhang ergänzend zu Hilfe komme. Im ganzen jedoch bezeichnete Reuter diese Arbeit als „geeignet, von Eckens Leistungsfähigkeit die schönsten Hoffnungen zu geben". Mitten unter diese Arbeiten und Pläne kam aber im Winter 1862 eine recht schwere Masernkrankheit, die mir hohes Fieber brachte und durch Monate hindurch mich geschwächt hat. Sobald meine Genesung in sicherem Zuge war, hat Reuter mich in meinem Hause besucht und die notwendigen Aufgaben mit mir durchgesprochen. So konnte ich doch schließlich die Sache glücklich zu Ende führen. Am Ende des Jahres 1862 war ich selbst und war auch meine Mutter in gehobener Stimmung, das Ziel lag nun deutlich vor Augen; es war uns feierlich zumute, als der Glockenschlag die erste Stunde des neuen Jahres verkündete. Die stille Zeit der Vorbereitung ging zu Ende, nun galt es alle Kraft aufzubieten. Von der Universität erwartete ich das Allergrößte: einen neuen Lebensstand. Ich konnte gar nicht die Zeit erwarten, in der es mir möglich wäre, selbständig zu den tiefsten Quellen des Erkennens vorzudringen und meinen eigenen Weg zu gehen. Alle Sorge schien hinter uns zu liegen, eine schöne Zukunft sich uns zu eröffnen. Inzwischen war über die Wahl meines Studiums eine genügende Klarheit gekommen. Mein Hauptziel war die Philosophie, ich hoffte im Laufe der Zeit darin eine akademische Stellung erreichen zu können. Aber zugleich wollte ich mich auch den philologischen und historischen Fächern widmen, einerseits aus äußeren Gründen, um meiner Mutter und mir eine sichere Lebensstellung zu geben, aber darüber hinaus auch aus einem lebhaften Interesse für das Altertum, im besonderen für seine Denker, und für die Geschichte, die mich ebenfalls lebhaft anzog. So habe ich mit gutem Mut die schriftliche und mündliche Prüfung

beſtanden und durfte frohen und dankbaren Sinnes vom Gymnaſium und von den Lehrern ſcheiden.

Nun aber war ein ſchwerer Entſchluß zu faſſen: es galt zu entſcheiden, ob ich mich von meiner Mutter trennen oder ob ſie mich zur Univerſität begleiten ſollte. Verſchiedene Freunde hatten Bedenken gegen ein Aufgeben der Heimat, manche fürchteten auch, das Zuſammenleben würde mich einengen und von einer Verbindung mit den Studiengenoſſen abhalten. Nun war aber meine Mutter ſelbſt aufs eifrigſte beſtrebt, mich in einen engen Zuſammenhang mit meinen Freunden und überhaupt mit der Umgebung zu bringen. Ich ſollte nach ihrem Plane mich möglichſt in allen Künſten und Fertigkeiten ausbilden, eifrig Schlittſchuhlaufen treiben, auch Tanzſtunden nehmen, die mir wenig angenehm waren; nur die Muſik war mir eine rechte Freude. Auch die äußeren Umgangsformen ſollten nicht vernachläſſigt werden. Kurz, ſie wirkte meinem Streben nach Philoſophieren, Grübeln, Einſamkeit mit beſten Kräften entgegen, ihren Bemühungen war es vornehmlich zu verdanken, daß ich nicht ein einſeitiger Gelehrter wurde. So war von dieſer Seite aus für ein Zuſammenleben keine Gefahr zu befürchten. Auch während der Univerſitätsjahre hat ſie unermüdlich gewirkt, meine Beziehungen zur Umgebung auszubilden; manchen Freunden wurde unſer beſcheidenes Heim lieb und wert.

War aber der Entſchluß für eine Trennung von Oſtfriesland gefaßt, ſo mußten wir uns auch von unſerem Haus trennen, und es wurde zugleich der Entſchluß gefaßt, den Hauptteil unſerer Möbel zu verkaufen. Die Trennung von der Stätte, an der ich meine Jugend verlebte, iſt mir nicht leicht gefallen. Auch war es mir ſchmerzlich, daß manche Lieblingsſtücke unſeres Hausgerätes unter den Hammer kamen. Aber wir konnten unmöglich den ganzen Hausrat in die weite Welt mitnehmen. So wurde nur ein Teil verpackt und nach Göttingen geſandt. Was immer aber dieſer Abſchied von der Heimat an Nachteilen brachte, das wurde weit überwogen durch die Ausſicht, in ein weiteres, freieres, reicheres Leben zu kommen. Ich war bei jener Wendung zugleich ernſt und freudig geſtimmt, ich hatte den Glauben und die Zuverſicht einer aufſtrebenden Jugend, und was noch wichtiger war: ich trug in mir ſelbſt eine feſte Hauptrichtung, die ich durch mein ganzes Leben feſthalten konnte. Schon damals bewegte ſich mein Leben und Streben um zwei Pole, dieſer Unterſchied, ja Gegenſatz, gab meinem Streben einen Antrieb und eine Aufgabe: Einerſeits beherrſchten mich die großen Probleme der Religion und einer ihr eng verbundenen Moral; von hier aus ſuchte ich eine feſte Konzentration meines Strebens und Lebens. Andererſeits aber trieb mich

die Sehnsucht nach mehr Weite und Freiheit des Kulturlebens, das Verlangen nach einem klareren Erkennen und nach mehr künstlerischem Gestalten. Eine Verbindung dieser beiden Antriebe, das war der Grundzug meines Strebens; beides miteinander sollte einer Lebenserhöhung dienen, und es durchdrang mich ein zuversichtlicher Glaube, nach dieser Richtung etwas leisten zu können. Alles nähere mußte sich allmählich weiterbilden, aber gegen einen verneinenden Zweifel war ich gesichert. Diesen Bestrebungen konnte ich aber nicht nachgehen ohne eine innere Kluft mit meiner Heimat und dem von ihr gebotenen Leben zu empfinden. Das Leben dort hatte einen festen Boden, und es war im Kerne tüchtig, aber es hatte keine Probleme des ganzen Menschen, wie sie mich von Jugend auf bewegten, es verwandelte das Dasein zu wenig in volle Selbsttätigkeit. Von diesem Lebensproblem aus mußte ich auch die Unzulänglichkeit der dort gebotenen Religion stark empfinden. Man ließ sich die Religion willig gefallen, man flüchtete sich in trüben Tagen zu ihr, aber man hatte kein dauerndes inneres Verhältnis zu ihr, man hatte kein starkes Verlangen nach ihr. Dazu stand mir der schroffe Gegensatz des modernen Kulturlebens mit seiner unbedingten Lebensbejahung und der christlichen Lebensverneinung mit klaren Zügen vor Augen. Dabei bleibe ich durch mein ganzes Leben meiner Heimat aufrichtig dankbar für die stille Ruhe, die ungestörte Entwicklung meiner Kräfte, auch für manche persönliche Anregungen, aber die Hauptrichtung meines Weges mußte ich selbst suchen, und ich habe sie nicht ohne manche Mühe gefunden.

In solcher Stimmung habe ich die Reise nach Göttingen in Begleitung eines Zuricher Studiengenossen angetreten. Meine Mutter folgte mir einige Wochen später. Durch freundschaftliche Vermittlung war eine kleine Etage am Markt in Göttingen für uns gemietet. Mit großer innerer Erregung habe ich diese Reise begonnen. Am frühen Morgen mußten wir zunächst auf der Post von Zurich nach Emden fahren, um die Eisenbahn zu erreichen. Es war mir eine große Freude, von den damals entsetzlichen Landstraßen durch die Eisenbahn befreit zu werden; ich segnete in Gedanken das Andenken des Erfinders. In Emden empfingen mich neue Eindrücke. Ältere Studenten begleiteten uns. Über die Einrichtung der Studien wurde eifrig gesprochen, ich muß dabei einen sehr naiven Eindruck gemacht haben. Ich wollte womöglich alle Hauptgebiete erfassen und namentlich eine zusammenfassende Weltanschauung entwickeln. Jene Freunde hatten gute Gründe, mir davon abzuraten; sie meinten mit Recht, nur in einer Wissenschaft könne man die Methoden beherrschen, in den anderen müsse das Ergebnis genügen. Aber mir erschien das als

zu klein und zu eng. Noch mehr werden ſich meine Reiſegenoſſen amüſiert haben über die Naivität, womit ich die Natureindrücke auf mich wirken ließ. Jeder Berg erſchien mir als etwas Beſonderes und Großes, ich wollte womöglich auch die einzelnen Namen genau wiſſen; dabei hatte ich keine Ahnung von der Höhe der Berge, kurz ich empfing die bunteſten Eindrücke. Eine neue Welt empfing mich. Von Emden aus fuhren wir über Osnabrück und Minden nach Hannover, blieben einen Tag dort und kamen dann nach Göttingen. Nach Göttingen zog mich Mannigfaches. Es fehlte nicht an perſönlichen Beziehungen; für uns Oſtfrieſen war damals Göttingen die nächſte Univerſität. Dabei erfreute ſich jene Univerſität eines großes Ruhmes und einer ausgezeichneten Lehrerſchaft. In allen Fakultäten wirkten Forſcher und Gelehrte erſten Ranges. Die Univerſität war damals von etwa 700 Studenten beſucht, was für jene Zeit eine ſtattliche Zahl bedeutete. Dem dortigen Leben war eigentümlich die Verbindung einer gewiſſen Vornehmheit und einer großen Gediegenheit des wiſſenſchaftlichen Schaffens. Wichtig war in dieſer Hinſicht auch die ausgezeichnete Bibliothek. Die Univerſität hatte durchaus keinen provinziellen Charakter, ſie wurde nicht nur aus den benachbarten Gegenden, ſondern von ganz Deutſchland, auch vielfach von Ausländern beſucht; z. B. von Engländern, Schotten, Amerikanern und Ungarn. Neben Göttingen wäre für uns etwa Jena in Betracht, gekommen, wo damals Kuno Fiſcher eine glänzende Lehrtätigkeit entfaltete. Aber die Gründe für Göttingen mußten überwiegen, Kuno Fiſcher hätte tatſächlich für meine Beſtrebungen wenig geboten.

Die Universitätsjahre.

Die ersten Eindrücke der Universität teilte ich wohl mit vielen Altersgenossen. Man fühlte sich in eine fremde Welt versetzt, man entbehrte des persönlichen Elements, welches die Heimat und die Genossen boten, man hatte Mühe eine gleichmäßige Stimmung zu wahren, man fühlte sich verloren in dem großen Getriebe. Dazu kam bei mir eine gewisse Enttäuschung über die Professoren. Ich hatte in meiner naiven Art mir jene Gelehrten als Weltweise vorgestellt; ich erwartete von ihrem Wirken die Eröffnung großer Ziele und fand mich natürlich darin enttäuscht. Weiter kam dazu die Schwierigkeit, daß mich zwei verschiedene Aufgaben fesselten. Einerseits wollte ich die klassischen Studien mit den angrenzenden Hilfswissenschaften als die Hauptsache meiner Arbeit behandeln, andererseits stand meinem inneren Leben und Streben die Philosophie unbedingt voran. Diesen unverkennbaren Konflikt zwischen Arbeit und Gesinnung hoffte ich durch angespannte Tätigkeit überwinden zu können. Diese Überwindung ist mir aber nicht leicht geworden und die Gefahr eines Bruches lag einmal recht nahe.

Von den einzelnen Lehrern haben zunächst Sauppe, Curtius, v. Leutsch und Teichmüller auf mich gewirkt. Auch die Vorlesungen von Waitz haben mich sehr angezogen. Sauppe hat unter den Philologen am meisten für uns getan. Ihm kam zugute, daß er eine Zeitlang Gymnasialdirektor in Weimar war und auch dem literarischen Leben Weimars nahestand. Mit unermüdlicher Sorgfalt war er um seine Zuhörer bemüht, jedem einzelnen von ihnen stand seine Privatbibliothek zur Verfügung, und stets war er zu eingehendem Rat erbötig. Seine Vorlesungen zeigten Klarheit, Scharfsinn, vielseitiges Wissen, eine geschmackvolle Form. Der Philosophie stand er nicht näher. In anderer Weise wirkte Curtius. Er fesselte uns durch sein künstlerisches Vermögen und durch seine jugendliche Frische. Er entwarf fesselnde Bilder der griechischen Welt, die mit hinreißender Wärme vorgetragen wurden. Sehr beliebt war er als Examinator; er ließ die einzelnen Examinanden möglichst ihre eigenen Wege gehen und warf nur gelegentlich ein Wort da-

zwiſchen; leicht konnte man bei einiger Gewandtheit ſelbſt den Lauf des Examens leiten. v. Leutſch war der eingefleiſchte Philologe, dem der Philologe allen anderen Menſchen voranging. Seine Vorleſungen waren ſehr gründlich, aber leider zu weitſchweifig. Er behandelte die Studenten, falls ſie tüchtige Philologen waren, ſehr liebenswürdig, und er lud öfter kleine Kreiſe ſeiner Zuhörer zum Abendeſſen ein, was damals in Göttingen etwas Beſonderes war.

Zu Lotze, der zweifellos der bedeutendſte Denker jener Jahrzehnte war, habe ich kein näheres Verhältnis gewonnen. Seine Vorleſungen waren ausgezeichnet durch Wiſſen, Klarheit und Schärfe. Aber ſie waren zu techniſch für die meiſten Zuhörer und ſie boten mir nicht viel für die Probleme, welche mich erfüllten. Meine erſte philoſophiſche Vorleſung habe ich bei ihm über Religionsphiloſophie gehört. Es wurden in ihr die verſchiedenen Gedankengänge ſcharfſinnig entwickelt, aber ich vermißte durchgehende große Linien, und es ſchien mir oft, als ob er dem Scharfſinn zu viel zutraute. Wir waren ſeinen Gründen nicht gewachſen, aber ſie überzeugten uns nicht vollauf. Die Pſychologie galt für ſein Hauptkolleg, ſie gab eine ausgezeichnete Einführung in die Probleme. Ich habe dieſem hervorragenden Denker in meiner Vorſtellung ſicherlich oft unrecht getan, aber ich konnte für mich nicht das gewinnen, was mir die Hauptſache war: eine feſte Lebensrichtung. Jene Philoſophie war für mich zu ſehr eine Gelehrtenphiloſophie, die das Ganze des gemeinſamen Lebens zu wenig berührte und bewegte. Dazu kam ein eigentümliches Erlebnis, welches ich beim Doktorexamen hatte. Dieſes Examen habe ich nicht in der Philoſophie abgelegt, ſondern in der klaſſiſchen Philologie und in der alten Geſchichte. Aber ich hatte mich Lotze als einem Mitglied der Prüfungskommiſſion vorzuſtellen. Ich berichtete ihm dabei über meine ariſtoteliſchen Forſchungen und bat ihn um ſein Intereſſe dafür. Aber er erklärte die Beſchäftigung mit jenem Denker für unfruchtbar. Er meinte, ſeine Metaphyſik und ſeine Pſychologie enthielten ohne Zweifel große Wahrheiten, aber die Schriften ſeien zu ſchlecht überliefert, als daß man ſie genügend verſtehen könne; die Ethik des Ariſtoteles aber ſei unbedeutend, da möchte er lieber einen guten franzöſiſchen Roman leſen. Das war ohne Zweifel ein augenblicklicher Einfall jenes Denkers, eine Paradoxie, die nicht ſo ernſt gemeint war, die mich aber, der ich allen Eifer und alle Hingebung an dieſe Sache gewandt hatte, verletzte. Daß ich ihn, den man mit gutem Recht den modernen Leibniz genannt hat, als einen führenden Denker ſchätze, das bedarf keines Wortes. Auch anerkenne ich vollauf das gute Recht und die Bedeutung einer ſolchen Gelehrtenphiloſophie, aber ich meine, daß die Philoſophie nicht in ſie aufgehen darf, namentlich wenn eine ſo zerriſſene und eines feſten

Haltes so bedürftige Zeit die Menschheit umgibt, wie die Gegenwart es ist.

Philosophisch hat mich in Göttingen besonders Teichmüller gefördert, ihm verdanke ich namentlich die Einführung in die Welt des Aristoteles. Auf Seiten der Philologen war damals für Aristoteles so gut wie kein Interesse, ja einzelne von den Studenten tadelten es, daß ich mich mit diesem Denker eingehend beschäftigte. Teichmüller hat mich weniger durch seine Vorlesungen als durch seine aristotelischen Übungen gefördert. Als ich mich zu jenen Übungen bei ihm meldete, sagte er mir, ich wäre der einzige, der bis dahin sich gemeldet hätte. Ich erwiderte, es würden sicherlich mehrere Bekannte von mir kommen; die habe ich für die Sache gewonnen. Diese Übungen gaben zunächst den Text des Aristoteles, sie führten dann weiter in die sachlichen Probleme ein, und sie zeigten Teichmüller als einen sehr kenntnisreichen, gewandten und umfassenden Denker. Er war in Gefahr, die historischen Daten zu subjektiv zu behandeln, aber die Frische und die anregende Art, die das Ganze beseelte, hat uns sehr gefördert. Namentlich berührte es uns angenehm, daß er bei jenen Übungen, die in seinem eigenen Hause stattfanden, uns nach getaner Arbeit zum Tee einlud, dann manches von seinen weiten Reisen erzählte, uns Kupferstiche und Photographien vorlegte, auch uns gelegentlich zum eigenen Urteil aufforderte. So habe ich in Göttingen von keinem mehr empfangen als von ihm. Aus jenen Übungen ist das Thema meiner Doktordissertation hervorgegangen, das ich freilich selbst gewählt habe, und das mir durch die enge Verbindung der philologischen und philosophischen Arbeit wertvoll war. Teichmüller verdanke ich auch die Einführung in das Haus Trendelenburgs; später wurde ich als sein Nachfolger nach Basel berufen. Er selbst folgte dann einem Ruf nach Dorpat, wohin ihn persönliche Beziehungen riefen. Er hat in der gelehrten Welt nicht die Anerkennung gefunden, die ihm gebührte. — Unerwähnt möchte ich nicht lassen, daß auch der Ästhetiker Bohtz sich meiner freundlich annahm, und daß ich auch einzelne kunstphilosophische Vorlesungen bei ihm hörte. — Inzwischen warf ich mich mit ganzem Eifer auf das Studium der großen philosophischen Werke, und ich suchte ihren Eindruck auf mich gewissenhaft festzulegen. Die Kritiken Kants wurden mit voller Hingebung ergriffen, aber sie boten mir manche Probleme, denen ich einstweilen nicht gewachsen war. Eher durfte ich mir ein selbständiges Urteil über das Hauptwerk von David Strauß zutrauen. Die dort gebotene mythische Deutung der Sage setzte nach meiner Überzeugung einen historischen Kern schon voraus, und es schien mir künstlich, die Prädikate, welche die Kirche Christus beilegt, der ganzen Menschheit zuzuerkennen, da das

nicht bloß eine äußere Änderung, sondern eine völlige Wandlung bedeute.

Für Philosophie war damals dort wenig Interesse. Einige Vorlesungen waren stark besucht, aber von eigenem Leben war wenig zu verspüren. Die politischen und nationalen Interessen standen im Vordergrunde. Der Rückschlag gegen die spekulative Philosophie war noch in voller Wirkung, man hörte manchen geringschätzigen Ausdruck über die Philosophie. Von den Denkern hatte wohl Schopenhauer die meisten Freunde, vor Kant hatte man einen großen Respekt, später gewann Hartmann viel Interesse, und es entwickelte sich im Neukantianismus (F. A. Lange) eine eigentümliche Denkweise.

Zwischen Professoren und Studenten bestand das beste Verhältnis. Wir hatten die größte Hochachtung für unsere Lehrer, und sie waren uns gegenüber durchaus freundlich und gütig, aber man vergaß nie den weiten Unterschied, welcher die erst Lernenden von den Spitzen der Forschung trennte. Es fiel uns nicht ein, mit ihnen auf dem Fuß der Gleichheit zu verkehren. Auch lag es der damaligen Zeit fern, eine Mitwirkung in akademischen Angelegenheiten zu erstreben. Die einen waren vornehmlich mit dem korporativen Leben der Verbindungen, die anderen mehr mit der wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt. Die Forschung galt entschieden als die Hauptsache des Ganzen. Daß die Zahl der Studenten weit geringer war als jetzt, mußte den Charakter des Ganzen persönlicher gestalten.

Das damalige studentische Leben hatte weit weniger Gliederung als das jetzige. Die Studentenschaft teilte sich in Korps, Burschenschaften und Nichtinkorporierte. Unter diesen bildeten die sogenannten „Blasen" festere Verbindungen. Die Hauptstellung hatten damals die Korps, deren es sieben gab. Burschenschaften und Nichtverbindungs-Studenten gingen in mannigfachen Fragen zusammen. Eigentümlich war es, daß die Kräfte der verschiedenen Richtungen sich auf einem harmlosen Gebiete miteinander maßen. Es bestand damals ein literarisches Museum, das Lesezimmer und Gesellschaftszimmer besaß, auch Vergnügungen, namentlich Bälle, veranstaltete. Die Studenten hatten das Recht, außerordentliche Mitglieder zu werden, und ihre Vertreter durften die Leitung der Bälle übernehmen. So entstand die Frage, welche Partei möglichst viel Stimmen aufbringen könnte. Es war ein eifriges Wirken und Wühlen, „Keilen"; manche traten in das Museum ein, bloß um an jener Wahl teilzunehmen. Gewöhnlich hatten die Korps die Mehrzahl. Später erschien es als ein großer Sieg, als die Nichtkorpsstudenten zeitweilig die Sache an sich nahmen.

Ich selbst hatte mich von Anfang an einer freieren Verbindung, der „Frisia", angeschlossen. Es wurde mir aber bald klar, daß

die Beteiligung daran ſich nicht mit dem Zuſammenleben mit meiner Mutter vertrüge; ſo bin ich in aller Freundſchaft von den Frieſen geſchieden, bin aber dauernd in guten Beziehungen mit ihnen geblieben. Ich hatte durch meine Mutter ein recht behagliches häusliches Leben. Oft beſuchten mich dortige Freunde, nicht bloß Deutſche, ſondern auch Ungarn, Schotten uſw. Oft wurden gemeinſame Spaziergänge und Ausflüge unternommen. Meine Freunde und ich haben z. B. einmal eine ganze Mondnacht im Walde zugebracht. Auch fehlte es nicht an Einladungen zu befreundeten Familien. · So gedenke ich mit beſonderem Vergnügen der Einladungen von uns Freunden ſeitens des ländlichen Pfarrhauſes Rosdorf. Volkslieder wurden geſungen, manche Fragen halb ernſt, halb ſcherzhaft erörtert. Vor allem aber haben meine Mutter und ich die anmutige Gegend von Göttingen vielfach durchwandert und oft unſer Mittagsmahl in einem einfachen Dorfwirtshauſe eingenommen. Sie hatte viel Freude an dem neuen bewegteren Leben, das uns umfing. Für meine geiſtige Entwicklung und für den Gewinn vielfacher Anſchauung war wichtig, daß meine Mutter und ich trotz unſerer beſcheidenen Mittel in jedem Jahre eine größere Reiſe unternahmen. Die erſte dieſer Reiſen ging nach Thüringen, wo wir namentlich Eiſenach und Weimar mit ehrfurchtsvoller Geſinnung betraten und ferner uns der herrlichen thüringer Wälder freuten. Die zweite Reiſe ging nach dem Harz, die dritte nach dem Rhein. Bei Stolzenfels habe ich zuerſt den Rhein mit gehobenen Gefühlen erblickt, dann fuhren wir über Köln nach Mainz und Frankfurt, das damals ja die Hauptſtadt des Bundes war und manche bunte Uniformen aufwies. Daß ich ſchon vier Jahre darauf eine angenehme Stellung in Frankfurt bekleiden ſollte, das konnte ich nicht vorausſehen.

Frankfurt bringt mich auf den Fürſtentag von 1863. Es war damals eine eigentümliche Atmoſphäre, jeder fühlte, daß es ſo, wie es bisher ſtand, nicht bleiben konnte. Großdeutſche und Kleindeutſche, wie ſie damals hießen, ſtritten um die Geſtaltung der deutſchen Verhältniſſe. In unſerer Umgebung überwog die preußiſche Stimmung. Man fühlte deutlich genug, daß der von Öſterreich mit ſeinem Völkergewirr betretene Weg nicht zum Ziele führe. In dieſe ſchwankende und ſchwüle Stimmung kam im November 1863 der Tod des däniſchen Königs und ſtellte Deutſchland vor die Frage, was aus den Herzogtümern Schleswig-Holſtein werden ſolle. Es war die allgemeine Überzeugung, daß Deutſchland ſeine Rechte nicht aufgeben dürfe und daß alle deutſchen Regierungen bei dieſer Frage zuſammengehen müßten. Aber alsbald erſchienen auch hier große Zerwürfniſſe, und in dieſer Lage fühlte das deutſche Volk und mit ihm auch die deutſche Studenten-

ſchaft ſich berufen, dem Willen Deutſchlands einen kräftigen Ausdruck zu geben. Es war für Hannover namentlich der 10. Januar 1864, wo eine Landesverſammlung aus allen Gegenden des Königreiches abgehalten wurde, um die eigene Regierung zu einem kräftigen Vorgehen zu treiben. Auch manchen Studenten ſchien es erwünſcht, jene Verſammlung zu beſuchen. Wir fuhren in tiefer Nacht mit einem ſehr langſamen Zug nach Hannover, beſichtigten die dortigen Muſeen und verübten natürlich auch manche kleine Neckereien. Mittags war jene Verſammlung ſehr ſtark beſucht. Unter den Hauptrednern war auch unſer verehrter Lehrer Sauppe. Ich habe dieſe Reden mit großer Hingebung verfolgt, aber ich habe ſofort den Eindruck empfangen, daß in ſolchen Maſſenverſammlungen nicht der Gehalt und die Wucht der Überzeugung entſcheidet, ſondern die Verwendung möglichſt ſchroffer und leidenſchaftlicher Ausdrücke. Schon von da an ſind mir ſolche Maſſenverſammlungen in hohem Grade unſympathiſch geweſen. Am Abend hatten wir noch eine beſondere Freude, die uns ſogar zu einer gewiſſen politiſchen Demonſtration verhalf. An jenem Abend wurde die Oper „Templer und Jüdin" gegeben. Die Hauptrolle hatte Niemann, der damals auf der Höhe ſeiner Kunſt und ſeines Ruhmes ſtand. Er ſang eine Arie, die den Wortlaut hatte: „Du ſtolzes England freue dich" uſw. Statt aber dieſe Worte zu ſingen, ſang er aus der damaligen Stimmung heraus: „Du ſtolzes England ſchäme dich" uſw. und ſetzte einige kräftige Worte gegen England hinzu. In dem Augenblick, wo er ſolche Worte ſagte, erhoben ſich ſämtliche Studenten, brachten dem Sänger ein begeiſtertes Hoch und baten dringend um eine Wiederholung jener Worte. Die Muſik ſchwieg, er ſang trotzdem. Der anweſende König zog ſich mit ſeiner Umgebung zurück, wir aber hatten das Gefühl, eine große Sache geleiſtet zu haben. Niemann hat den Vorfall in ſeinen Erinnerungen erwähnt und berichtet, daß er damals in eine unbedeutende Geldſtrafe genommen worden ſei. Am folgenden Tag wurde unſerem verehrten Lehrer eine Huldigung durch einen Lorbeerkranz überbracht. Wir ließen es aber nicht bei jenen Worten bewenden, ſondern wir bildeten eine Art von Freikorps zugunſten und zur Verteidigung der Rechte des Herzogs von Auguſtenburg. Es wurde das leidlich organiſiert; frühmorgens wurde unter der Leitung eines verabſchiedeten Offiziers exerziert. Göttinger Bürger waren ſo freundlich, uns mit Gewehren zu verſehen, die aber meiſt ſo veraltet waren, daß ihre Verwendung nicht ungefährlich war. Allzu ſtreng ging es dabei nicht zu. Den Feldwebeln, die unſere Übungen im einzelnen leiteten, wurde eindringlich ein höfliches Benehmen eingeſchärft. Immerhin übten wir uns und hatten einmal einen großen Übungsmarſch, der damit ſchloß, daß ein Teil der

Studenten ein Wirtshaus beſetzen, der größere Teil aber dieſes Haus erſtürmen ſollte. Dabei wurden natürlich manche Fenſter zerſchlagen. Schließlich einigten die Parteien ſich beim Glaſe Bier, und der Beſitzer erhielt eine reichliche Entſchädigung. Bald aber wurde die Sache ernſter; das eherne Waffenſpiel um Schleswig begann. Dann kam die Neugeſtaltung der Verhältniſſe; für unſere Beſtrebungen war kein Platz, ſie konnten leicht als Spielereien erſcheinen. Aber es war doch bedauerlich, daß die darin erwieſene Geſinnung bei den Staatsmännern nicht das mindeſte Verſtändnis fand, daß alles „von oben" geordnet wurde.

Inzwiſchen verfolgte ich eifrig mein wiſſenſchaftliches Ziel. Die Sache verlief nicht glatt, es waren ernſte Zweifel zu überwinden. Ich hatte das Studium der Philologie und der Philoſophie in dem guten Glauben begonnen, beide Wiſſenſchaften mit gleichem Eifer betreiben zu können. Nach und nach aber wurde mir klar, daß das auf die Dauer nicht möglich war. Mein unbegrenzter Wiſſensdurſt trieb mich dazu, in den beiden erſten Semeſtern ungeheuer viele Vorleſungen zu hören und allen Anregungen zu folgen; ſo wurden z. B. Politik, Religionsphiloſophie, Sanskrit mit Übungen uſw., dazu die wichtigſten philologiſchen Vorleſungen betrieben. Es mußte mir einleuchten, daß eine Entſcheidung nach dieſer oder jener Seite notwendig ſei. Nun boten die damaligen philologiſchen Vorleſungen für meine philoſophiſchen Intereſſen recht wenig. Im Hintergrunde hatte ich noch immer die mathematiſchen Intereſſen, und ſo erwog ich ernſtlich den Plan, die Philologie aufzugeben und mich der Naturwiſſenſchaft und der Mathematik zu widmen. Ich war ſchon nahe daran, mich als Studioſus der Naturwiſſenſchaften einzuſchreiben; meine gute Mutter war trotz der unverkennbaren Nachteile, die der Wechſel des Studiums bringen mußte, einverſtanden. Da betrat ich zu Beginn des dritten Semeſters das philologiſche Seminar und erfuhr, daß ich neben anderen zum ordentlichen Mitglied des Seminars ernannt ſei. Dieſe Tatſache gab mir doch zu denken. Ich konnte nicht ganz unbegabt für die ſprachlichen Studien ſein, wenn mir jene geſchätzte Mitgliedſchaft ſo zufiel. Ich ſah einen Wink des Schickſals darin, die alte Bahn getroſt weiter zu verfolgen, und ich habe dieſe Entſcheidung bald als durchaus richtig erkannt. Denn meine Begabung lag nicht in der Naturwiſſenſchaft, ſondern in den Geiſteswiſſenſchaften und in der ihnen verbundenen Philoſophie. Freilich war nicht zu verkennen, daß durch jene Wendung die Philoſophie, wenn auch nicht meiner Grundüberzeugung, ſo doch meiner Arbeit ferner rückte. Aber ich war viel zu jung und viel zu unreif, um mir in der Philoſophie einen eigenen Weg zu ſuchen. So habe ich nun mit größerer Freude und Konzentration mich den philologiſchen Aufgaben gewidmet,

und ich habe schließlich in Aristoteles einen Gegenstand gefunden, der für mich beide Seiten verband. Zu Aristoteles stand ich in einem eigentümlichen Verhältnis: der tiefste Grundzug seines Strebens konnte meiner mehr dualistischen Denkweise nicht entsprechen, aber in der Lebensgestaltung und der Lebensweisheit habe ich ihn stets als einen großen Weisen verehrt. Ähnlich ging es mir mit Goethe, bei dem mir ebenfalls tiefste Überzeugung und Lebensweisheit einander nicht voll zu entsprechen schienen.

Jene Verbindung von Philologie und Philosophie führte mich zu meiner Doktorarbeit über die Sprache des Aristoteles. Die aristotelischen Studien standen damals in hoher Schätzung. Hervorragende Männer wie Trendelenburg, Bonitz, Brandis, Prantl usw. beherrschten die Arbeit der Universitäten. Über die eigentümliche Sprache des Aristoteles wurde wenig beachtet. Bonitz hatte nach dieser Richtung ausgezeichnete Untersuchungen geliefert, aber es blieb noch manches zu tun; so konnten meine Untersuchungen nicht als überflüssig erscheinen. Das Jahr 1866, in dem ich diese Dissertation abschloß, war für mich besonders wichtig. Ich hatte die Absicht im Sommersemester zu promovieren, was auch am 2. Juni geschehen ist, und sofort das Oberlehrerexamen zu bestehen, was dann im Oktober erfolgte. So waren jene Monate für mich eine Zeit härtester Arbeit; ich bin damals oft schon vor 5 Uhr aufgestanden.

In diese arbeitsreiche Zeit fiel die große politische Wendung der deutschen Geschicke; sie ergriff auch unsere nächste Umgebung. 1865 noch feierten wir in Göttingen die Einweihung eines neuen Kollegienhauses. Der König, übrigens ein sehr stattlicher und vornehm aussehender Mann, kam selbst nach Göttingen, und hat zu der Versammlung der Professoren und Studenten eine gedankenreiche Rede gehalten. Diese ruhte auf dem Grundgedanken, daß wohl ein gemeinsames Streben das deutsche Leben zusammenhalten, daß es aber auf dem Weg der Föderalität geschehen müsse. Übrigens verlief das Fest glänzend. Die Studenten brachten einen Fackelzug, und ihre Vertreter wurden zur königlichen Festtafel eingeladen. Aber bald wurden die Wolken immer drohender. Niemand aber konnte daran denken, daß gerade in Göttingen das Ungewitter sich entladen würde. Ich selbst empfing die Nachricht von diesem drohenden Unwetter in einem kleinen Freundeskreis, der den Gewinn eines wissenschaftlichen Preises durch einen unserer Genossen feierte. Am späten Abend rief einer von diesen in großer Aufregung uns zu: die ganze Stadt ist voller Soldaten! Natürlich stob unser Freundeskreis sofort auseinander; wir konnten noch etwas nützen, um die Offiziere und die Soldaten in ihre Quartiere zu führen. Wir erfuhren dann,

daß die hannoverschen Truppen unmittelbar und ohne alles Gepäck vom Exerzierplatz nach Göttingen befördert wurden. So hatten jene Offiziere keine Möglichkeit gehabt, sich auch nur mit den nötigsten Dingen zu versorgen. Zugleich verbreitete sich die Nachricht, daß auch der König in Göttingen anwesend sei und in dem Gasthof „Zur Krone" wohne. Nun gab es eine ungeheure Aufregung. Alle Verbindungen nach draußen waren zerstört, die sonderbarsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt. So verbreitete sich unter anderen das Gerücht, die Österreicher hätten sich Dresdens bemächtigt und marschierten schon auf Berlin, und bayrische Truppen seien im Vormarsch auf Göttingen, um sich mit den Hannoveranern zu vereinigen. Es war mir selbst interessant zu erfahren, wie leicht sich in solcher gespannten Lage bloße Möglichkeiten zu Wirklichkeiten verdichten. Ich selbst habe mit Soldaten gesprochen, deren einer ganz bestimmt versicherte, er selbst habe bayrische Truppen gesehen und gesprochen. Er muß natürlich irgendwelche andere Leute dafür gehalten haben. Die Studenten waren politisch sehr geteilter Meinung. Die meisten Althannoveraner waren erbittert gegen Preußen, alle aber waren einig, bei einer etwaigen Schlacht den Verwundeten möglichst zu helfen. Es wurden schon Vorbereitungen zur Organisation der Hilfe getroffen. Bald aber verbreitete sich das Gerücht, der König und sein Stab würden Göttingen verlassen und sich mit der Armee nach Thüringen begeben. Am frühen Morgen erfolgte diese Abreise; ich selbst habe von meiner Wohnung aus den König auf seinem letzten Ritt gesehen. Ich wurde somit Zeuge eines ergreifenden geschichtlichen Aktes. Der König bog bei diesem Ritt in eine verkehrte Gasse ein und mußte erst durch den Adjutanten nach der richtigen Seite geleitet werden. War das nicht ein Omen?

Nach dem Abzug der hannoverschen Truppen war Göttingen ohne alle Obrigkeit. Manche Studenten verbreiteten übertriebene Bilder von einer drohenden Plünderung, und diese fanden soweit Glauben, daß die Studentenschaft die Aufforderung erhielt, selbst die Ordnung in der Stadt in die Hand zu nehmen. Sie erklärte sich dazu gern bereit, aber sie verlangte eine gewisse Bewaffnung; jedem sollte ein Gewehr und ein Säbel aus dem städtischen Zeughause zustehen. So kam es denn auch. Wir marschierten und patrouillierten durch die ganze Stadt; Korps, Burschenschaften und Wilde waren in diesem Falle völlig einig. Die akademischen Hauptgebäude wurden unter uns verteilt und genügend Hauptpunkte eingerichtet. Während der Nacht waren durchweg Wachen aufgestellt und wurde fortwährend patrouilliert. Jeder einzelne Trupp hatte eine besondere Aufgabe. Ich selbst erhielt z. B. die Aufgabe, in der Nacht von 12 bis 2 Uhr den Göttinger Bahnhof daraufhin

zu unterſuchen, ob nicht bedenkliche Subjekte ſich dort verſteckten. Schließlich wurde dieſe Polizeitätigkeit der Studenten freilich zu bunt und ausgelaſſen, ſo daß der damalige Prorektor ſein tiefes Bedauern darüber ausſprach, daß die akademiſche Jugend ſo wenig Sinn für die Not des Vaterlandes habe; damit fand unſere obrigkeitliche Tätigkeit ein raſches Ende. Die Jugend vermag eben mit großem Ernſt der Geſinnung eine Luſt an kecken Streichen unmittelbar zu verbinden. Nach wenigen Tagen kamen die Preußen.

Inzwiſchen war die große Wendung erfolgt, welche auf lange Zeit das Schickſal Deutſchlands entſchieden hat: die zur Bismarckſchen Politik. Dieſe Wendung ſpaltete auch die Geiſter der Jugend. Die jungen Leute waren vor jenem Krieg zum größten Teil entſchieden liberal, ja oft radikal geſinnt, aber ſie waren zugleich durchaus national; wir hofften auf ein einiges Deutſchland, das mit der nationalen Macht zugleich die politiſche Freiheit und die volle Entwicklung aller Kräfte bringen ſollte. Die wirtſchaftlichen Fragen beſchäftigten uns nur nebenbei; die gewaltige Ausdehnung der modernen Induſtrie und Technik war damals erſt im Werden; was daraus an Verwicklungen entſtehen mußte, das konnten wir in keiner Weiſe überſehen. Auch von Weltpolitik war damals wenig die Rede; das einige Deutſchland, ſo hoffte man, würde alles in beſte Ordnung bringen. Zugleich fühlte die akademiſche Jugend ſich beſonders berufen, den großen Aufſtieg zu führen. Zweifellos war dabei mancher Überſchwang, auch viel Unreife des Urteils; aber für die Geſinnung war es ein Vorteil, daß man die Aufgabe als eine eigene ergriff und ſich verpflichtet fühlte, alle Kraft dafür einzuſetzen.

Die Bismarckſche Politik dagegen ſtellte die Lage unter einen völlig neuen Anblick. Hatten wir bis dahin die Einigung Deutſchlands vom gemeinſamen Willen des ganzen Volkes erwartet, ſo wurde uns nun jene Leiſtung von oben her entgegengebracht. Die einzelnen hatten kaum etwas Eigenes zu tun, ſondern nur ſich willfährig der gebotenen Geſtaltung einzufügen. Die überwiegende Mehrzahl folgte dieſer Richtung; es wirkte wohltuend und befeſtigend, daß ſich aus dem wirren Getriebe der Parteien und der ſich gegenſeitig widerſprechenden Programme eine feſte Hand hervorhob und ein deutliches Ziel vorhielt. Andere aber konnten bei aller Anerkennung der überlegenen Größe des Mannes die Tatſache nicht vollauf verwinden, daß jene Wendung ohne alle Selbſttätigkeit des Volkes erfolgte, und daß ſie zugleich in die Bahnen eines ausgeſprochenen Realismus geriet. Dieſen Männern erſchien die Wendung als zu äußerlich, als zu einſeitig militäriſch und wirtſchaftlich. Auch ich ſelbſt konnte bei aller Anerkennung und Bewunderung der genialen politiſchen und diplomatiſchen Leiſtungen

Bismarcks keine reine Freude an jener Wendung empfinden. Ich hatte gehofft, dem äußeren Aufschwung würde auch ein innerer entsprechen, und es würde das Leben mehr in Selbsttätigkeit gestellt werden. Ferner schien mir jene Politik die ideellen Faktoren des menschlichen Zusammenseins zu unterschätzen. So war mir später unsympathisch der Kulturkampf, unsympathisch die schroffe Art, wie die unserem Staatsverbande einverleibten Völker behandelt und selbst in ihrer Muttersprache eingeengt wurden; unsympathisch auch das Sozialistengesetz mit seinem verfehlten Versuch, eine weltgeschichtliche Bewegung durch polizeiliche Maßregeln zu unterdrücken.

Die Schuld jener Wendung lag freilich weniger an Bismarck, dessen unermeßliche Verdienste über aller Kritik stehen, als an der Schlaffheit und Trägheit des deutschen Bürgertums, das völlig zufrieden war, wenn es ihm nur wirtschaftlich gut ging. Man erklärte sich als „reichstreu", was im Grunde selbstverständlich war, man bezahlte einen bescheidenen Beitrag für die Parteikasse, man besuchte gelegentlich eine Versammlung und ließ das deutsche Leben mit allen seinen inneren Problemen ruhig stehen, wie es stand. Ich habe in jenen Zeiten wohl an das bekannte Wort Gladstones gedacht, Bismarck habe Deutschland größer, die Deutschen aber kleiner gemacht. Dieser Verzicht des deutschen Bürgertums auf einen selbständigen Willen und auf seine Durchsetzung hat sich im Verlauf der Geschichte schwer gerächt; die Sache konnte nur so lange gelingen, als ein überlegener Geist das Ganze lenkte; sobald die Leitung an mittelmäßige und gar an schwankende Menschen kam, war das Unglück nicht zu verhüten. Für mich selbst ergab sich als notwendige Folge eine Zurückhaltung von allem politischen Parteileben; ich konnte meine besondere Aufgabe nur in einer inneren Kräftigung unseres Volkes und der Menschheit finden; das gab mir im Verlauf der Zeit vollauf zu tun. Erst später haben sich meine Kreise erweitert.

Berlin.

Ende Oktober 1866 reiſte ich über Magdeburg nach Berlin. Meine Mutter blieb mehrere Wochen bei den oſtfrieſiſchen Verwandten. In ſehr bewegter Stimmung begab ich mich auf jene Reiſe. Von Jugend auf hatte ich den Plan, Hannover zu verlaſſen und nach Preußen zu gehen; ich glaubte hier ein weiteres und bewegteres Leben zu finden. Die Göttinger Gönner und Freunde hatten mich mit einer Fülle von Empfehlungen verſehen, um mir das Aufkommen zu erleichtern. Es war ein friſcher Oktobermorgen, an dem ich von Magdeburg nach Berlin fuhr. Ich begrüßte die helle Sonne als ein gutes Vorzeichen; Werder und Potsdam brachten mir ungewohnte Bilder. Ein Freund, Dr. Rohrbach, der leider mit ſeinen großen Anlagen früh ſcheiden mußte, empfing mich an der Bahn und führte mich zu ſeinen Eltern. Schon am Abend gelang es uns, eine Wohnung zu finden. Ich kam nach Berlin in dem Streben und der Hoffnung, hier irgendwelche bleibende Stellung zu erlangen. Erſt ſpäter iſt mir voll zum Bewußtſein gekommen, wie kühn, ja gewagt unſer Unternehmen war. Unſere Mittel waren ſehr beſchränkt und konnten nur für kurze Zeit genügen. Wohl durfte ich mich auf meine guten Examina und auf meine ariſtoteliſche Diſſertation berufen; aber ob ſich jemand um mich kümmern würde, war höchſt unſicher. Die nächſte Aufgabe war, meine Empfehlungen abzugeben und mich den leitenden Perſönlichkeiten vorzuſtellen. Am meiſten geſpannt war ich auf Trendelenburg, dem ich durch Teichmüller warm empfohlen war. Er empfing mich ſofort in ſehr freundlicher, ja herzlicher Weiſe, unterhielt ſich eingehend mit mir über meine Arbeiten und gab mir wertvolle Ratſchläge für die praktiſchen Aufgaben. Trendelenburg ſtand damals auf der Höhe ſeines Wirkens. Er hatte eine hervorragende literariſche Tätigkeit, die ſowohl eine ſelbſtändige Weltanſchauung vertrat, als ſich klar und kräftig mit anderen Denkern auseinanderſetzte, welche geiſtige Führer der Zeit waren, ſo namentlich mit Hegel und mit Herbart. Seine Vorleſungen waren ſehr beſucht; er war nicht nur Mitglied, ſondern

auch Sekretär der Preußischen Akademie, auch ein Hauptmitglied der Staatsprüfungen. Ohne ihn schien damals in Berlin nichts möglich. Wiederholt wurde er als Rektor und als Dekan erwählt. Auch genoß er die persönliche Hochschätzung des Königs Wilhelm. Holsteiner Abstammung war er ein guter Preuße, er hatte dabei in politischen und religiösen Dingen eine gemäßigte Stellung, aber er vertrat stets seine Überzeugung mit voller Selbständigkeit. Als er bei der ersten preußischen Synode durch allerhöchstes Vertrauen zum Mitglied ernannt wurde, hat er diese Ernennung mit Dank abgelehnt, da er wohl ein treues Glied der protestantischen Kirche sei, sich aber nicht berufen fühle, am Aufbau kirchlicher Ordnungen mitzuwirken. Die Arbeitsfülle, welche gewöhnlich den Berliner Gelehrten bedrückt, hat ihn leider verhindert, eine Psychologie und eine Ethik zu vollenden, die ihn seit langer Zeit beschäftigten. Seine aristotelischen Übungen suchten die Schüler zu selbständigen Forschern zu erziehen. Eine große Anzahl bedeutender Staatsmänner und Gelehrter sind aus dieser Schule hervorgegangen, so z. B. der Reichskanzler Freiherr v. Hertling, in Amerika Präsident Porter von Yale, in Rumänien der Ministerpräsident Majorescu. Die philosophische Denkweise verband sich ihm eng mit der geschichtlichen; auch die sprachliche Seite der Dinge fand sein volles Interesse. Die ihm eigentümliche Lehre von der Bewegung fand wenig Anklang, und im philosophischen System stand er Aristoteles zu nahe, die Kantische Umwälzung fand hier nicht ihre volle Würdigung. Aber das Ganze seiner Persönlichkeit und seines Schaffens gab seinem Streben eine innere Wärme, eine geistige Vornehmheit, eine innere Wucht; er war kraft seiner universalen und ethischen Art ein Erzieher großen Stiles für ganze Generationen. Die Stimmung der folgenden Zeit war ihm nicht günstig, sie hat oft das Große verkannt, was Trendelenburg leistete und war. Unser persönliches Verhältnis hat sich bald aufs schönste gestaltet. Ich durfte ihn an den Sonnabend-Nachmittagen begleiten und empfing dadurch vielfache Anregungen. Auch von seiner Familie wurde nicht nur ich selbst, sondern auch meine Mutter in freundlicher, ja herzlicher Weise aufgenommen. Auch das war für mich ein Gewinn, daß ich mit den bedeutendsten Berliner Gelehrten durch kleine Abendgesellschaften bei Trendelenburg zusammengeführt wurde. Drollig war mir dabei folgende Episode. Eine kleine Gesellschaft bestand neben Trendelenburg namentlich aus Mommsen und Haupt. Die beiden gerieten in eine Debatte darüber, welche Gelehrten in der Polemik die schärfsten seien. Haupt erklärte, das seien ohne Zweifel die Theologen, denn bei der Frage des vermeintlichen Seelenheiles kenne die Aufregung und die Leidenschaft keine Grenzen. Mommsen hörte das ruhig an und

erwiderte mit feinem Lächeln: „Wiſſen Sie, lieber Herr Kollege, ich kenne perſönlich Philologen, die noch ſchärfer ſind als die Theologen, ich habe darunter ſehr gute Freunde". Natürlich merkte jeder, auf wen die Sache gemünzt war.

Während des erſten Winters hörte ich neben den Vorleſungen Trendelenburgs verſchiedene juriſtiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche Vorleſungen. Sodann war ich als das letzte Mitglied ſeines pädagogiſchen Seminars der letzte Schüler des ehrwürdigen Boeckh. Die einzelnen Mitglieder mußten eine Quittung für ein empfangenes Stipendium vorlegen; als ich dieſe ihm durch einen Diener übergeben wollte, ließ er mir ſagen, ich möchte nur ſelbſt kommen; er ſprach dann mit mir gütige und eindrucksvolle Worte über ſein eigenes Leben und über Menſchenleben überhaupt. Einige Tage darauf ſtarb er. Er war aus voller Überzeugung Platoniker.

Auch ſonſt begegnete man mir in Berlin ſehr freundlich und ich wurde in verſchiedene Geſellſchaften eingeführt. Liebenswürdig aufgenommen wurde ich z. B. von dem Theologen Dorner, von dem Philologen Kirchhoff, von dem Juriſten Rudorff, dem Legationsrat Meyer, dem Vorleſer des Königs, ferner von der Familie Köpke, um welche ſich jeden Sonntag ein kleiner geiſtig belebter Kreis verſammelte. Auch meine Mutter fand in dieſem Kreiſe freundliche Aufnahme. Weiter verkehrte ich gern in dem religionsphiloſophiſchen Kreiſe, den der charaktervolle Krauſe um ſich in Weißenſee verſammelte. So wurde die Fremdheit Berlins für uns raſch überwunden.

Nun aber galt es, eine amtliche Tätigkeit zu gewinnen, und für dieſe Aufgabe war mir niemand wichtiger und förderlicher, als der Stadtſchulrat Profeſſor Dr. Hoffmann; ich ſchulde ihm ein herzliches und dankbares Andenken. Er vornehmlich hat es bewirkt, daß ich in Berlin bleiben konnte. Ihn leitete die Überzeugung, die wiſſenſchaftlichen Lehrer ſollten nicht ganz in der Pädagogik aufgehen, ſondern auch wiſſenſchaftlich ſelbſtändig wirken. Er meinte, die bloße Pädagogik genüge wohl für die unteren und mittleren Klaſſen; zur Erweckung eines vollen geiſtigen Lebens aber ſei ein eigenes wiſſenſchaftliches Fortſchreiten der Lehrer ſelbſt im höchſten Maße wünſchenswert. In ſolcher Geſinnung hat er damals das ſtädtiſche Schulweſen geleitet. — Einſtweilen blieb ich aber in einer unſicheren Lage. Das Ende des Jahres war gekommen. Ich hatte in ihm viel gearbeitet und erreicht, die beiden Examina waren abgelegt, eine neue Lebensbahn begonnen, aber der Blick in die Zukunft blieb verhüllt. Der Jahreswechſel brachte meiner Mutter und mir dieſe Unſicherheit zu vollem Bewußtſein. In dieſer Stimmung beſuchten wir am

Sylveſterabend den Berliner Dom und erwarteten bewegten Herzens die weitere Zukunft. Dann aber brachte ſchon der 9. Januar eine Wendung. Der Stadtſchulrat Hoffmann teilte mir mit, ich ſolle als Probekandidat am Sophien-Gymnaſium eintreten. Damit gewann ich einen feſten Boden in Berlin; ich ſollte auch ſofort eine gewiſſe Einnahme erhalten. Zunächſt freilich war dieſe Wendung recht beſcheiden, auch forderte ſie einen unbequemen Wechſel unſerer Wohnung. Der Weg zu meinem Gymnaſium betrug eine volle halbe Stunde, man hatte damals noch nicht die bequemen Beförderungsmittel der Gegenwart. Aber noch bevor wir dieſen Wohnungswechſel vollzogen, ergriffen mich neue Aufgaben und führten mich von Berlin fort. Es war damals eine gute Zeit für junge Philologen; innerhalb eines halben Jahres habe ich nicht weniger als drei verſchiedene Angebote erhalten, die teilweiſe ſehr verlockend waren. Vor allem wünſchte der damalige Leiter des preußiſchen Schulweſens, Geheimrat Wieſe, daß ich einen erkrankten Oberlehrer in Stolp vertrete. Es war ein nicht geringes Erſtaunen bei den damaligen Kollegen, daß ich unmittelbar zum Chef des preußiſchen Gelehrtenſchulweſens berufen wurde. Er bot mir jene Stolper Stelle in ſehr freundlicher Weiſe an und war nicht wenig befremdet, als ich dies mit aufrichtigem Dank, aber entſchieden ablehnte. Meine Kollegen fürchteten ſchon, ich hätte dadurch meine Laufbahn ſchwer geſchädigt. Aber ganz bald kam wieder eine neue Aufforderung von Wieſe, ich ſolle eine gutdotierte Stelle als Oberlehrer am Gymnaſium und an der Realſchule von Huſum (Schleswig) annehmen. Ich hatte zunächſt verzweifelt wenig Luſt zu dieſer Aufgabe. Ich berief mich auch bei Wieſe darauf, ich ſei noch zu jung für die dortige Stelle, dazu noch Probekandidat. Das machte auf Wieſe nicht den mindeſten Eindruck, es ſei das, ſo meinte er lächelnd, ein Mangel, der ſich mit jedem Tage verringere. Ich erbat mir eine Bedenkzeit von einem Tage. Er erklärte dieſe Bedenkzeit für völlig überflüſſig, geſtattete ſie aber ſchließlich. Ich ſtürzte zu meiner Mutter und zu Trendelenburg und wir überlegten, was zu tun ſei. Meine Mutter war außer ſich, weil ſie ein Scheitern meiner wiſſenſchaftlichen Pläne befürchtete. Trendelenburg teilte die Bedenken, riet aber ſchließlich trotzdem jene Stellung anzunehmen. Ein Beharren auf meiner Weigerung würde mich in eine unerquickliche Lage bringen, die für einen jungen Gelehrten, der am Anfang ſeiner Laufbahn ſtehe, bedenklich wäre. Ich ſolle, ſo meinte Trendelenburg, guten Mutes nach Huſum gehen, dort Tüchtiges leiſten und in der dortigen Ruhe wiſſenſchaftlich weiterarbeiten. Die Berliner Freunde würden ſchon dafür ſorgen, daß ich nach einiger Zeit wieder nach Berlin käme. Dem Gewicht dieſer Gründe konnte ich mich nicht entziehen,

entſchied mich alſo für die Annahme. So mußten wir in eine uns völlig gleichgültige Stadt ziehen, und es konnte dabei der Vergleich zwiſchen Berlin und Huſum nicht zugunſten Huſums ausfallen.

Huſum.

Huſum hat durch Theodor Storm eine künſtleriſche Verklärung gefunden, und auch ich habe die Vorteile dieſes Ortes voll empfunden. Das Meer lag nahe, die Heide bewährte ihren ſtillen Zauber, eine alte Kultur ſprach aus manchem Bauwerke, die Tüchtigkeit der Einwohner unterlag keinem Zweifel. Aber ich ſelbſt war damals nicht in der rechten Stimmung, dieſes alles voll zu würdigen, im beſonderen entbehrte ich ſchmerzlich die Nähe eines Waldes, an den ich von früheſter Jugend an gewöhnt war. Dazu war damals die Lage für einen aus Preußen und ſpeziell aus Berlin berufenen Beamten wenig angenehm. Eben vorher waren die großen politiſchen Wandlungen in Schleswig-Holſtein erfolgt, die auf die Stimmung der um die deutſche Sache hochverdienten Bevölkerung gar keine Rückſicht nahmen. Es war begreiflich, daß man in dem von Berlin kommenden Lehrer und Beamten vornehmlich den Fremden ſah und ſich geſellſchaftlich wenig um ihn kümmerte. Andererſeits war es ein großer Vorteil für mich, in dem damaligen Gymnaſialdirektor Gidionſen einen mir ſehr wohlgeſinnten, dabei ſowohl wiſſenſchaftlich als künſtleriſch feingebildeten Mann zu finden; ihm vornehmlich verdanke ich, daß mein Amt mir die denkbar angenehmſte Stellung brachte*. Die Hauptſache war, daß ich mich in meiner Tätigkeit wohl fühlte und daß ich vortreffliche Schüler hatte, die ſich ſogleich freundlich zu mir ſtellten. Sie waren zum Teil älter als ich. Die Schüler glichen in mancher Beziehung den Oſtfrieſen; manche von ihnen verſtanden auch die frieſiſche Sprache; ich habe nie die mindeſten Schwierigkeiten mit ihnen gehabt. Die berühmteſte und bedeutendſte Perſönlichkeit des Ortes

---

* Aus Gidionſens Gedichten ſei nur folgende Stelle angeführt:

Nicht vom Tage ſollſt du leben,
Auf und nieder ſchwankt die Welle —
Laß dein Innres fröhlich weben
Stets verjüngten Daſeins Quelle.
Iſt Urſprünglichkeit dir eigen,
Darfſt ſie hegen, darfſt ſie zeigen,
So nur ſpürſt du in der Zeit
Vorgefühl der Ewigkeit.

war natürlich Theodor Storm. Ich habe aber bei aller Anerkennung, ja Bewunderung ſeiner Kunſt ein engeres perſönliches Verhältnis zu ihm nicht gefunden. Dabei muß ich eines drolligen Erlebniſſes gedenken, das, ſoviel ich weiß, keine Stormbiographie erwähnt. Der ſehr muſikaliſche Dichter war Leiter eines Geſangvereins von Herren und Damen und machte die Sache ausgezeichnet; alles Philiſterhafte war ihm dabei gründlich zuwider. Nun entwarf er ein Programm für ein Konzert, deſſen Schluß nach ernſten Darbietungen auch das harmloſe Studentenlied „Als wir jüngſt in Regensburg waren" bilden ſollte. Als aber die Probe begann, erklärten die Damen oder doch ihre Mehrzahl, das Stück wäre unmoraliſch, und weigerten ſich es aufzuführen. Das verſetzte Storm in einen begreiflichen Zorn. Er meinte, das könne man ihm doch zutrauen, nichts Unpaſſendes darzubieten. Die Damen beharrten auf ihrer Weigerung, das Konzert begann, ganz Huſum war aufs höchſte geſpannt, wie die Sache verlaufen werde. Das letzte Stück begann, und — ſämtliche Damen verließen das Podium. Nun erhob ſich Storm und erklärte, er lege die Leitung dieſes Vereins nach ſolcher Behandlung nieder. Die Damen beharrten auf ihrem Standpunkt und haben dann einen Mann aus Berlin zur Leitung berufen. Dieſer iſt aber, ſoviel ich weiß, nur einige Wochen in Huſum geblieben und dann wieder abgereiſt. Nun triumphierten die Freunde von Storm, Huſum war geſpalten, ſchließlich legte ſich die Geiſtlichkeit ins Mittel. Der ſehr beliebte und tüchtige Propſt Caſpers hat die Häupter der Parteien zu einem freundſchaftlichen Mittageſſen eingeladen; dort wurde die Sache geſchlichtet und Storm blieb Leiter.

Inzwiſchen ging meine philoſophiſche Arbeit ununterbrochen fort. Meine Diſſertation forderte eine Ergänzung durch eine Unterſuchung des Gebrauchs der Präpoſitionen bei Ariſtoteles, wobei es mir gelang, einen gewiſſen Abſchnitt der ariſtoteliſchen Metaphyſik als unecht zu erweiſen; dieſe Schrift iſt im Verlage von Weidmann 1868 erſchienen. Zugleich beſchäftigten mich weitere Aufgaben. Ich plante ſchon damals eine Unterſuchung über die wiſſenſchaftliche Methode der ariſtoteliſchen Philoſophie. Zugleich habe ich viel über die großen Kulturprobleme der Gegenwart nachgedacht, und es iſt mir noch jetzt deutlich gegenwärtig, wie ich in einem Geſpräch mit meiner Mutter ſchon damals die ungeheuren Gefahren darlegte, welche die Kultur der Gegenwart durch den ihr innewohnenden Gegenſatz bedrohen. Zunächſt freilich feſſelte mich die ſtrengwiſſenſchaftliche Arbeit. Willkommene Unterbrechungen und geiſtige Erweiterungen brachten Reiſen nach Hamburg und Umgebung, nach der oſtholſteiniſchen Schweiz und nach Lübeck. In Holſtein erfreuten uns die wundervollen Buchen-

waldungen und die ſtillen Seen. Lübeck aber bot ein prächtiges Bild der großen Vergangenheit jener Hanſaſtadt; auch die dortigen Kunſtwerke waren uns eine Freude und Erquickung. Dann ging es nach Kiel, das damals eine kleine und behagliche Stadt war. Gegen Schluß unſeres ſchleswigſchen Aufenthaltes haben wir auch Flensburg mit ſeiner Umgebung beſucht. Daß dort eine ſchwere Frage entſtehen konnte und daß um den alten Beſitz mühſam zu kämpfen war, das lag damals ganz fern.

Der Beginn des Jahres 1869 brachte mir die erſehnte Verſetzung nach Berlin. Äußerlich war dieſe Verſetzung kein Gewinn, aber ich durfte nun ſicher erwarten, allmählich aufklimmen zu können und meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten weiterzuführen. Am Schluſſe meines Huſumer Aufenthaltes hat Gidionſen im Schulprogramm meine pädagogiſche Tätigkeit in höchſt ehrenden Ausdrücken anerkannt.

Zweiter Aufenthalt in Berlin.

Der Aufenthalt in Berlin geſtaltete ſich naturgemäß weit ruhiger als der frühere. Ich mußte mich nunmehr an das alltägliche Leben gewöhnen und mich mit den dortigen Verhältniſſen befreunden. Trendelenburg nahm mich in gewöhnlicher Güte auf, wir verkehrten viel miteinander. Auch entwickelte ſich ein angenehmes perſönliches Verhältnis zu Bonitz, den ich unmittelbar vor meinem Abſchied von Berlin nach Huſum kennengelernt hatte. Er hat mir ſofort die Korrektur des großen Index Aristotelicus übertragen, und ich habe von dem geiſtvollen, lebenserfahrenen und liebenswürdigen Gelehrten vieles empfangen. Er war aus einer führenden Stellung an der Spitze des öſterreichiſchen Gelehrten-Schulweſens nach Berlin übergeſiedelt, um das Direktorat des „Grauen Kloſters“ zu übernehmen; er trat damit aus jener Stellung in eine einfachere ein. Über die Gründe ſolcher Wendung hat er ſich mir gegenüber wiederholt ausgeſprochen. Entſcheidend war für ihn der ſtändige Streit der verſchiedenen Nationen über die Geſtaltung des höheren Schulweſens. Die Hauptfrage war immer, wie viel Tſchechiſch, Polniſch, Sloweniſch oder Italieniſch an den Schulen zu treiben ſei; die Aufgabe der geiſtigen Bildung trat dabei weit zurück. Es war begreiflich, daß der ausgezeichnete Forſcher und Schulmann auf die Dauer dieſen unfruchtbaren Streit nicht ertragen mochte. Natürlich ergab auch das Verhältnis zur katholiſchen Kirche für ihn, den norddeutſchen Proteſtanten, manche Verwicklung, aber er beſaß einen großen Takt, und ſeine eminente

pädagogiſche Bedeutung wurde von allen Seiten anerkannt. Aber es fehlte nicht an ſonderbaren Begegnungen. Er traf bei einem Ausflug auf den Semmering mit einem geiſtlichen Herrn zuſammen. Die Herren unterhielten ſich lebhaft, und jener Geiſtliche äußerte große Bedenken gegen die liberale Geſtaltung des dortigen Unterrichtsweſens, er meinte ſchließlich „und der Schlimmſte bei dem allen iſt der Bonitz". Bonitz ſuchte zu beſchwichtigen, ſo ſchlimm ſei es nicht, und vielleicht hätte doch auch Bonitz etwas Gutes an ſich. Der geiſtliche Herr aber wurde immer erregter, kurz, eine Verſtändigung mißlang. Als man in Wien ankam, hat Bonitz jenem mit einer freundlichen Empfehlung ſeine Viſitenkarte überreicht. Bonitz hat nachher durch eine Reihe von Jahren das preußiſche Schulweſen geleitet; leider konnte er dieſe eingreifende Tätigkeit aus körperlichen Gründen nicht lange fortſetzen.

Auch meines Verhältniſſes zu Wieſe muß ich an dieſer Stelle gedenken. Als ich von Huſum wieder nach Berlin kam, fragte ich vor allem Trendelenburg, wie Wieſe über mein Verhalten denke. Trendelenburg erzählte mir, Wieſe wäre recht ärgerlich über mich, er ſähe in meinem Benehmen eine gewiſſe Untreue gegen meinen Beruf; es war augenſcheinlich, daß ich es bei ihm völlig verdorben hatte. Auch Trendelenburg fand es richtig, daß ich möglichſt bald zu Wieſe gehe und ihm die Gründe meines Handelns offen darlege. Dieſer empfing mich in recht ungnädiger Weiſe; es war deutlich, daß unſere Wege auseinandergingen. So habe ich lange Jahre nichts von ihm gehört, unſere Beziehungen waren völlig erloſchen. Dann aber erhielt ich, als ich ſchon mehrere philoſophiſche Bücher geſchrieben hatte, einen liebenswürdigen Brief von ihm. Es zwinge ihn, mir auszuſprechen, daß ich damals doch richtig gehandelt habe, als ich meinen eigenen Weg verfolgt hätte; er wollte nicht unterlaſſen, mir ſeine Schätzung und ſeine beſten Wünſche auszuſprechen. So bin ich ſchließlich mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit von ihm geſchieden.

Meine amtliche Stellung am Friedrichs-Gymnaſium war nicht ſo bequem, wie die Huſumer, ich hatte namentlich in den mittleren Klaſſen zu unterrichten, was ja in Berlin keine leichte Sache und mir nicht immer voll gelungen iſt. Aber ich fühlte mich wohl in dieſer Tätigkeit, und ich wurde ſehr freundlich von den Berliner Kollegen aufgenommen. Damals war es, als ein älterer Kollege mir in liebenswürdiger Weiſe folgenden Rat erteilte. Um in Berlin etwas zu gelten, dürfe man nie etwas loben, ſondern müſſe alles tadeln; täte man das nicht, ſo gelte man als ein zurückgebliebener Kleinſtädter. Dieſen Rat habe ich gewiſſenhaft befolgt und mich dabei gut geſtanden. — 1869 gab es in Berlin drei Sehenswürdigkeiten: Bismarck, deſſen überragende Größe nunmehr außer Zweifel

ſtand, Strousberg, der als Eiſenbahnunternehmer eine führende Stellung hatte, und den Paſtor Knak, der eine Zielſcheibe des Berliner Witzes war, weil ſeine ſtreng-bibliſche Überzeugung die Erde als den Mittelpunkt der Welt erklärte. Mein Onkel Carl, in dem noch der alte Theologe ſteckte, entſchied ſich bei gebotener Kürze des Aufenthaltes und notwendiger Auswahl für Knaack, mußte aber anerkennen, daß die dargebotene Predigt vortrefflich und eindringlich war. — Nunmehr haben wir auch die Umgebung Berlins genoſſen. Wir fuhren wiederholt nach Potsdam und hatten namentlich Freude an dem Zauber der dortigen Seen. Tegel war damals ſtill und bot den wohltuenden Eindruck einer edlen Kultur. Auch Eberswalde und Freienwalde wurden beſucht. Wir begannen ſchon Berlin als unſere Heimat zu betrachten. Die Sommerferien brachten eine Reiſe nach Thüringen, die uns zum erſten Male auch nach Jena führte. Schon die Reiſe von Apolda aus machte einen recht gemütlichen Eindruck. Wir hatten einen Schnellzug bis Apolda benutzt und erkundigten uns dann nach der Fahrgelegenheit nach Jena. Uns wurde erwidert, das hätte noch gute Zeit, die Reiſenden würden abgerufen, wenn es Zeit wäre. Wir ſetzten uns in den Omnibus und fuhren zur nächſten Station Iſſerſtedt. Dort wurde jedem Herrn ohne weiteres ein Kännchen Lichtenhainer Bier in den Wagen gereicht. Dann fuhren wir von der Höhe durch das anmutige Mühltal nach Jena. Die Stadt hatte damals etwa 9000 Einwohner, ſie war ohne Fabriken, alles war hier in den ſtillen Dienſt geiſtigen Schaffens geſtellt und durch eine große Vergangenheit geweiht. Das Paradies war noch nicht zerſtückelt, die Gärten hatten um jene Zeit einen prächtigen Roſenflor. Man empfing den entſchiedenen Eindruck, daß es ſich an dieſem Orte gut leben laſſe. Einen vollen Tag verbrachten wir, um ſowohl den Fuchsturm, als auch den Forſt zu beſuchen; alles das war ländlich und behaglich. Eine Gelegenheit, die Hauptzierde der damaligen Univerſität, Kuno Fiſcher, zu beſuchen, hatte ich leider nicht. Später hat ſchon der bedauerliche Streit zwiſchen Trendelenburg und Fiſcher ein engeres Verhältnis zu dieſem verhindert. Schließlich haben wir doch in freundlicher Weiſe miteinander korreſpondiert.

Am folgenden Morgen ging die Reiſe vom alten Poſthauſe aus in das Saaletal. Von einer Eiſenbahn war damals noch keine Rede. Morgens 7 Uhr begann die Fahrt, außer uns hatten ſich nur noch ein paar Herren eingeſchrieben. Wir alle freuten uns über den Anblick der Leuchtenburg, die vorwärts und rückwärts lange das Bild beherrſcht. In Kahla war ein Frühſtück für die Reiſenden bereitet, an dem ſich jeder beteiligte. Von Rudolſtadt ging es nach dem Schwarzatal und bis nach Schwarzburg. Überaus wohltuend empfanden wir den großen Kontraſt zwiſchen dem

Berliner Leben und dem Aufenthalt im Weißen Hirſch, wo abends ganze Rudel von Rehen und Hirſchen zur Tränke zu kommen pflegten und kein Laut die volle Ruhe ſtörte. Auch der Blick vom Trippſtein hat uns ſehr entzückt. Ich unterhielt mich dort mit einem Herrn, der lange Jahre in Amerika zugebracht hatte; er meinte, er hätte in dem fernen Lande viel der eigentümlich deutſchen Natur gedacht, dabei aber habe ihm namentlich der Trippſtein und ſeine Ausſicht immer beſonders deutlich vor Augen geſchwebt. Unſere Reiſe ging weiter nach Thüringen, Franken und nach dem Fichtelgebirge, ſchließlich über Leipzig nach Berlin.

Frankfurt (1869–1871).

Nun aber erfolgte ſchon wiederum eine Wendung unſerer Verhältniſſe. Schon vor der letzten Reiſe empfing ich den Beſuch des Frankfurter Gymnaſialdirektors Mommſen, eines Bruders von Theodor Mommſen. Er erzählte mir, er wolle ſich für eine Frankfurter Stellung nach geeigneten Perſönlichkeiten umſehen und neben anderen auch mich kennen lernen. Es wurde aber nicht das mindeſte verabredet, und ich betrachtete die Sache ſchon als erledigt. Plötzlich aber empfing ich einen Eilbrief, der mir einen ehrenvollen und vorteilhaften Ruf nach Frankfurt brachte. Ich ſollte als Nachfolger des ſehr geſchätzten Profeſſors Dr. Baumann, der nach Göttingen berufen war, die Leitung der Sekunda übernehmen. Natürlich waren wir ſchnell entſchloſſen. Die alte Kaiſerſtadt zog uns in hohem Grade an, ſowohl durch die herrliche Natur, als durch ihre alte und reiche Kultur. Frankfurt ſelbſt war damals nicht in beſonderer Stimmung. Im Kriege 1866 hatte man die Stadt ſehr unfreundlich behandelt, ſie beinahe als Feindesland zurückgeſetzt. Später gab ſich das bald, aber immerhin wurde es den Frankfurtern nicht leicht, die alte Unabhängigkeit zu vergeſſen. Im Herbſt 1869 war es leicht, eine paſſende Wohnung zu finden; ſo haben auch wir uns dort angenehm eingerichtet. Damals hatte die Stadt ſo gut wie keine Fabriken, der Geſamteindruck war der eines vornehmen, hochgebildeten, anmutigen Gemeinweſens. Die Zahl der Einwohner war etwa 80000. Große Genüſſe gewährten neben den mannigfachen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Darbietungen kleine und größere Ausflüge nach Homburg, Wiesbaden, Mainz, an den Rhein, auch nach Heidelberg uſw. Man konnte in der ſchönen Natur gewiſſermaßen ſchwelgen. Alltäglich ergingen wir uns gern in dem großen Stadtwald, der bequeme Ruhepunkte bot und der damals nicht überlaufen war.

Die Stätte meines Wirkens war das alte Gymnaſium, das in einem engen Gäßchen lag; ſeitdem ſind aus ihm zwei prächtige neue Gymnaſien entſtanden. Die Zahl der Schüler war verhältnismäßig klein, wir hatten etwa 250 Gymnaſiaſten; das

Realgymnaſium, die Muſterſchule, ſtand an Schülerzahl weit voran. Von den einheimiſchen Frankfurtern pflegten das Gymnaſium nur die Söhne zu beſuchen, welche ſich auf die Univerſität vorbereiteten; es waren das aber beſonders tüchtige, geweckte und liebenswürdige Leute. Aus ihnen ſind manche hervorragende Perſönlichkeiten hervorgegangen, welche eine Zierde des geſamten deutſchen Lebens bilden. Es herrſchte dort ein großer wiſſenſchaftlicher Eifer und zugleich eine friſche und fröhliche Stimmung. Für meine Stellung und Tätigkeit war namentlich Mommſen als Direktor wichtig. Er war ein Mann von univerſaler Bildung, von einer großen pädagogiſchen Leiſtungsfähigkeit und einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft. Er war nach 1848 von den Dänen aus ſeiner amtlichen Stellung in Huſum vertrieben, hatte dann an zwei verſchiedenen Orten an Realſchulen gewirkt, durfte aber Frankfurt als den Höhepunkt ſeines Wirkens betrachten. Er fand hier manches zu tun. Es hatte vorher eine bequeme, ja etwas laxe Art um ſich gegriffen, den Schülern waren manche Freiheiten erlaubt, welche ſich nicht mit einer ſtrengeren Ordnung vertrugen; ſo war es unbedingt notwendig, hier eine beſſere Diſziplin einzuführen. Aber es war begreiflich, daß manche Schüler und Eltern das als unangenehm empfanden, und daß es anfänglich an Zuſammenſtößen nicht fehlte. Aber mehr und mehr haben ſich die Frankfurter überzeugt, wie Tüchtiges ſie an ihrem Gymnaſialdirektor hatten. So wurde vor kurzem das Gedächtnis des hervorragenden Forſchers und Pädagogen einmütig und dankbar begangen. Es war für das Gymnaſium ein großer Gewinn, daß ein ſtreng-wiſſenſchaftlicher Geiſt alle Einrichtungen durchdrang. Dabei war Mommſen eifrig darauf bedacht, die überlieferten freieren Frankfurter Verhältniſſe möglichſt zu erhalten und ſie gegen die preußiſche Bureaukratie zu verteidigen. Es gab z. B. beſondere Studientage, die dem Einzelnen eine volle Entwicklung ſeiner Eigentümlichkeit erlaubten. Es beſtand nicht das übliche Abiturientenexamen, ſondern die jungen Leute konnten ſich für das ganze Jahr ſelbſt ein Hauptthema auswählen, über das dann vom Lehrerkollegium geprüft wurde. Alles zuſammen hat dahin gewirkt, die jungen Seelen in vollen Fluß und in eine ſelbſtändige Denkweiſe zu bringen. Es wurde dort manches geleiſtet, was auch heute noch beachtenswert iſt. Die Aufſtrebenden bedürfen dringend größerer Freiheit und individueller Entwicklung.

Auch unter den Kollegen gab es bedeutende Perſönlichkeiten. An Geiſt und Rednergabe übertraf Creizenach ſeine Umgebung. Es gab keine Veranſtaltung gehaltvoller und nationaler Art, für die man ihn nicht zum leitenden Redner auserkor. Er hat namentlich das literariſche Leben des Gymnaſiums erheblich

gefördert. Dann wirkte eine ſpäter viel beſprochene Perſönlichkeit bei uns: der katholiſche Geſchichtslehrer Janſſen. Er hatte im beſonderen Religion und Geſchichte für die katholiſchen Schüler zu lehren; Schwierigkeiten dieſer Stellung haben wir damals nicht empfunden. Sowohl ſeine wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit als ſein liebenswürdiger Humor wurden allgemein geſchätzt. Ich war ihm ſchon als Niederdeutſcher raſch nähergetreten, und ich habe öfter mit ihm die Probleme der Zeit durchgeſprochen. Er war zunächſt ein Gegner der Unfehlbarkeit und ſprach mit großer Hochſchätzung von Döllinger. Später aber hat er ſich dem Unfehlbarkeitsdogma unterworfen und dies auch mir gegenüber für eine Pflicht des Katholiken erklärt; er verſtehe nicht die Wege der Vorſehung, aber es ſei eine heilige Pflicht, ſich dem anzuſchließen, was die Kirche als Wahrheit erkläre. Ich ſtand überhaupt mit den katholiſchen Forſchern und Lehrern in dem beſten Verhältnis, und es war mir ein perſönlicher Schmerz, daß der vortreffliche Profeſſor Wedewer, der Leiter der höheren katholiſchen Schule, ſo früh ſcheiden mußte. Auch ſpäter habe ich gerade bei gemäßigten Katholiken eine beſonders freundliche Geſinnung nicht bloß für mich ſelbſt, ſondern auch für mein geiſtiges Streben gefunden. Meine eigene Stellung zu den Problemen war frei von aller konfeſſionellen Enge. Ich habe das Große, ja das Unentbehrliche am Katholizismus ſtets vollauf anerkannt, ohne je meiner freieren philoſophiſchen und proteſtantiſchen Grundüberzeugung etwas zu vergeben. Einſtweilen müſſen wir uns gegenſeitig vertragen.

Auch außerhalb des Lehrerkollegiums hatten wir manche freundſchaftliche Beziehungen und geiſtige Förderungen. Ich gedenke z. B. des geiſtvollen Lucae, der mich in die Anfänge der Anatomie einweihte und in liebenswürdiger Weiſe auch auf meine philoſophiſchen Fragen einging. Ferner haben wir freundſchaftlich mit der Familie des berühmten Naturforſchers Schleiden verkehrt und manchen gemeinſamen Ausflug gemacht. Schleiden war ein bedeutender und anregender Mann, der vorzüglich ſchildern konnte und uns nicht nur von Dorpat, ſondern auch von Jena vieles erzählt hat; er hatte vollen Sinn für die Jugend und für die lebendige Gegenwart. Seine führende Stellung in der modernen Botanik iſt ein Stück des wiſſenſchaftlichen Ruhmes Jenas.

Im Jahre 1870 beſchäftigten wir uns ſehr mit einer größeren Reiſe nach der oſtfrieſiſchen Heimat zu den dortigen Verwandten und Freunden. Wir konnten mit rechter Befriedigung die vergangenen Jahre überdenken, und es war uns eine Freude, von all dieſen Erlebniſſen den Freundeskreiſen zu berichten; unſere gemeinſame Lebensfahrt war ein Wagſtück, aber dies Wagſtück durften wir als gelungen betrachten, alle Sorgen waren

überwunden, in freiem Ausblick lag das Leben vor unseren Augen. Wir begannen diese Reise ohne den nahe bevorstehenden Krieg ernstlich zu fürchten. Man erwartete zuversichtlich, daß es dem Geschick unserer Staatsmänner, namentlich Bismarcks, gelingen werde, den Krieg zu verhüten. So fuhren wir Anfang Juli zunächst nach Kassel, um die dortige Industrie-Ausstellung zu sehen. In Hannover wurden Jugendfreunde meiner Mutter besucht. Die Reise ging über Oldenburg nach Ostfriesland, das inzwischen dem Eisenbahnnetz angeschlossen war; Jugenderinnerungen meiner Mutter wurden aufgefrischt. Inzwischen aber hatte sich die Lage Tag für Tag immer drohender gestaltet. Schon in Esens schien der Krieg unvermeidlich, in Aurich vernahmen wir die Kriegserklärung. Aber man empfand bei allem Ernst der Lage wohltuend die Festigkeit und Sicherheit der preußischen Art. Im besonderen wurden alle Seezeichen schleunigst entfernt, so daß feindliche Kriegsschiffe unfehlbar stranden mußten. Für uns galt es, die Reise eilig abzubrechen und auf irgendwelchen noch offenen Wegen Frankfurt zu erreichen. Unter nicht geringen Mühen gelang es, über Emden und Hamm nach Köln durchzukommen. Am Morgen des folgenden Tages empfingen wir unvergeßliche Eindrücke im Kölner Dom, wo eine unzählige Menschenmenge sich zusammenfand und am Gottesdienst teilnahm. Man empfand deutlich das Verschwinden alles Unterschiedes der Konfessionen gegenüber der gemeinsamen Aufgabe des Vaterlandes. In Frankfurt angekommen, konnten wir aus den Fenstern unserer Wohnung die endlosen Militärzüge sehen, deren Insassen in den Krieg gingen; die jüngeren Gymnasiasten waren eifrig bemüht, Tag und Nacht bei der Verpflegung der Truppen zu helfen. Man betrachtete damals jenen Krieg als eine sehr ernste Sache, und wenige dachten, daß er so rasch beendet werden würde. Bekanntlich meldeten zunächst die Franzosen übertriebene Siegesnachrichten, dann kamen die Berichte von Wörth usw., die erste Nachricht darüber wurde im Gottesdienst von der Kanzel verkündet. Dann kamen ein paar bange Tage um Metz herum, bis es deutlich wurde, daß die Sache sich zum Vorteil der Deutschen neigte. Freilich hörte man zugleich von sehr schweren Verlusten, durch die der Sieg erkämpft sei. Aber man war nun schon auf weitere gute Nachrichten gefaßt, bis schließlich die Nachrichten von Sedan alle Erwartungen übertrafen; namentlich bei der Jugend bewirkte die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons einen stürmischen Jubel. Allgemein wurde damals ein rasches Ende des Krieges erwartet. Wir wissen, daß er sich länger ausdehnte, und daß es an einzelnen Wechselfällen nicht fehlte. Das Volk wurde recht ungeduldig, man verstand nicht, weshalb die Belagerung von Paris so langsam verlief;

dann kamen die Heldentaten Werders, endlich mußte ſich Paris ergeben. Was die Friedensbedingungen betraf, ſo wurde vor dem Kriege wenig an das Elſaß gedacht; man hatte ſich in dieſen Verluſt gefunden. Als nun aber der Kampf entbrannt war, da erhob ſich die allgemeine Forderung, die im Grunde deutſch gebliebenen Länder für Deutſchland wiederzugewinnen.

Inzwiſchen war meine eigene wiſſenſchaftliche Arbeit ruhig fortgeſchritten, und ich durfte die baldige Vollendung meiner Schrift über die ariſtoteliſche Methode zuverſichtlich erwarten. Dann aber kam ein Ereignis, das meinem Lebensweg eine neue Richtung gab: die Berufung nach Baſel. Die Nachricht traf mich ganz unerwartet. Allerdings war mir aufgefallen, daß das Baſler Univerſitätsverzeichnis nicht den Namen Teichmüllers enthielt, aber ich hatte nichts von einer Berufung gehört und erklärte mir jenen Umſtand daraus, daß er einen Urlaub antreten wolle. Eines Morgens aber überbrachte mir ein Dienſtmann einen von Frankfurt aus geſchriebenen Brief von Teichmüller, der mich bat, ihn ſofort zu beſuchen. Nun erfuhr ich, daß er nach Dorpat überſiedeln wolle, wohin ihn Familienbeziehungen riefen und wo ihn eine weit größere Lehrtätigkeit erwartete, zugleich aber, daß man in Baſel ernſtlich daran denke, mich als ſeinen Nachfolger zu berufen. Ich hatte nur meine damals noch kleinen Schriften den Behörden zu überſenden und meine prinzipielle Geneigtheit zu erklären; bald aber kam der damalige Leiter der Baſler Univerſität, Ratsherr und Profeſſor Viſcher, zu mir, und die Sache war raſch in angenehmſter Weiſe erledigt. So war ich im Alter von 25 Jahren ein wohlbeſtallter ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und der Pädagogik. In Frankfurt bedauerte man meinen Fortgang aufrichtig, Lehrer und Schüler zeigten mir in mannigfacher Weiſe ihre Schätzung, auch die ſtädtiſchen Behörden taten alles, mich in Frankfurt zu halten, aber im Grunde verſtand jeder vollauf, daß ich die Berufung an eine Univerſität nicht ablehnen konnte. So bin ich in aufrichtiger Geſinnung und mit herzlicher Dankbarkeit von Frankfurt geſchieden. Ich ſtehe noch immer mit den damaligen Schülern in einer gewiſſen Verbindung und habe das 400jährige Jubiläum des alten Gymnaſiums in treuer Geſinnung miterlebt. Es war mir eine große Freude, daß man damals an mich als Feſtredner dachte; leider verhinderten gehäufte wiſſenſchaftliche Arbeiten mein Kommen.

Basel (1871–1874).

Die Übersiedlung nach Basel war keineswegs leicht. Einmal mußten wir manches aufgeben, was uns eine liebe Gewohnheit war, und uns von manchen werten Freunden trennen. Dann hatten wir große Mühe, eine leidliche Wohnung in Basel zu finden, wir haben eine zusagende erst nach einem halben Jahr gefunden. Auch hatten wir viele Sorge wegen unserer Möbel. Der sie enthaltende Wagen traf sehr verspätet in Basel ein, und wir mußten Tag für Tag uns darum bemühen. Aber schließlich wurde alles glücklich überwunden, und wir haben uns bald wohl in Basel gefühlt. Die Universität war damals recht klein (150 bis 160 Studenten), aber sie hatte eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten. So z. B. den Ratsherrn Vischer selbst, der als Erforscher des klassischen Altertums einen großen Ruf besaß und verschiedenen europäischen Akademien als Mitglied angehörte. Sodann Jakob Burckhardt, der damals auf der Höhe seines Wirkens stand, den tiefgründigen und geistvollen Steffensen, weiter die Theologen Hagenbach, Schultz und von der Goltz, den Juristen A. Heußler, die Naturforscher Rütimeyer und Schwendener, den Mediziner His, den Nationalökonomen Julius Neumann, endlich Nietzsche. Ich habe gleich bei meiner Berufung vom Ratsherrn Vischer Näheres über Nietzsches Berufung nach Basel gehört. Vischer kam nach Leipzig zu Ritschl, um einen jungen Philologen für die Universität zu gewinnen. Dieser nannte zunächst verschiedene andere Namen, endlich aber meinte er: wir haben einen jungen Philologen, der entschieden bedeutender ist als alle anderen, aber er ist noch nicht einmal Doktor. Vischer meinte: das schadet nichts, wenn der Mann wirklich so bedeutend ist. Dieses versicherte Ritschl mit voller Entschiedenheit*. So wurde die Berufung ausgeführt. Vischer aber erklärte mir damals, man wäre in Basel sehr froh darüber, diesen hervorragenden Mann an der Universität zu wissen. In enger Verbindung zu den akademischen Kreisen stand auch der badische Staatsrat Gelzer, dem man einen bedeutenden politischen Einfluß zuschrieb, und der wegen

* Siehe Anhang.

ſeiner charaktervollen und univerſalen Perſönlichkeit allgemein geſchätzt wurde.

Ich begann bald meine Vorleſungen. Die Zahl meiner Zuhörer war natürlich anfangs klein. Mein erſtes Kolleg behandelte die Geſchichte und das Syſtem der Pädagogik, wobei ich den gewöhnlichen Fehler beging, viel zu viel Stoff zu bringen. Ich habe auch ſofort ariſtoteliſche Übungen eingerichtet und hier die Ethik mit ſehr tüchtigen Studenten getrieben. Im folgenden Semeſter hatte ich ſchon 40 Zuhörer. Auch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in Baſel geſtalteten ſich ſehr zuſagend. Wir gewannen einerſeits mit den deutſchen Kollegen, andererſeits mit den einheimiſchen Familien mannigfache freundſchaftliche Beziehungen. Damals herrſchte in Baſel eine hochgebildete Ariſtokratie, welche ſich mit dem deutſchen Weſen eng verwandt fühlte. Durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten waren daraus bedeutende Perſönlichkeiten hervorgegangen; das Religiöſe gab einen feſten Grundton, aber es war keineswegs eng und aufdringlich. Zugleich herrſchte in dieſen Kreiſen viel Sinn für die Kunſt, ſowohl für die bildende, als für die Muſik. Dazu kam eine unbeſchränkte Opferwilligkeit für öffentliche Zwecke, bei der ſich die gemeinſamen Angelegenheiten auszeichnet befanden. So galt Baſel mit Recht als ein hervorragendes Kulturzentrum ſelbſtändiger Art. Dabei herrſchte im perſönlichen Verkehr ein recht freundlicher und anſprechender Ton. Wiederholt iſt mir damals verſichert worden, man fühle ſich mit den eigentlichen Norddeutſchen und namentlich mit den Küſtenbewohnern beſonders verwandt, verwandter als mit den redegewandten Mitteldeutſchen und namentlich mit den ſelbſtbewußten Berlinern. Daß auch meine Mutter dieſe ganze Lage freudig begrüßte und auch für ſich ſelbſt vielfach Anregung ſchöpfte, das bedarf keiner Erwähnung. Sehr bedauerlich und ſchmerzlich aber war mir in dieſer Zeit der unerwartete Tod Trendelenburgs. Er hatte ſchon 1870 einen leichten Schlaganfall gehabt, den alle Freunde auf ſeine maßloſe Überbürdung mit Geſchäften ſchoben. Aber man hoffte, die ſorgfältige und treue Pflege der Seinigen würde die Hemmung voll überwinden. Er erbat und erhielt einen längeren Urlaub, um ſich in der großen und ſtillen Natur der Alpen auszuruhen, und es ſchien, als ob er ſeine akademiſche Tätigkeit bei genügender Vorſicht wieder würde aufnehmen können. Ich habe in jener Zeit öfter mit ihm korreſpondiert und ihn über laufende wiſſenſchaftliche Vorgänge orientiert; er hatte damals einen verdrießlichen wiſſenſchaftlichen Streit mit Kuno Fiſcher, der ſich zunächſt auf die Behandlung Kants bezog, der aber überhaupt die wiſſenſchaftliche Art der beiden Denker als recht verſchieden zeigte. Trendelenburg fand die philoſophiſche Art

Fiſchers als ſehr geiſtvoll, aber als zu ſubjektiv, über ſein Rednervermögen äußerte er ſich ſtets mit höchſter Anerkennung. Es hat aber dieſer wiſſenſchaftliche Streit auf den Geſundheitszuſtand Trendelenburgs nicht eingewirkt, wie gelegentlich behauptet wurde; dazu ging ihm die Sache nicht tief genug. Anfang 1872 hörte ich dann durch einen Berliner Bekannten von einer großen Verſchlimmerung ſeines Befindens, und bald empfing ich die Todesnachricht. Ich verlor in Trendelenburg nicht nur einen mir ſehr ſympathiſchen Forſcher, ſondern einen väterlichen Freund, der ſtets darauf bedacht war, mich auch in meiner eigenen Art zu beſtärken, der in keiner Weiſe die Huldigung eines Schulhauptes verlangte. Ich hatte an ihm auch in den akademiſchen Kreiſen einen feſten Halt. In ſeiner Geſchichte der Univerſität Berlin hat Lenz ein eingehendes Bild von Trendelenburg entworfen, das leider die wiſſenſchaftliche Bedeutung und die edle Perſönlichkeit des Mannes nicht genügend würdigt; die einzelnen Züge mögen zutreffen, es fehlt aber dem Geſamtbild die innere Einheit und Wärme. Ich ſelbſt habe mich wiederholt über Trendelenburg und ſeine wiſſenſchaftliche Stellung literariſch ausgeſprochen.

Abgeſehen von dieſem ſchmerzlichen Verluſt, ſchien ich in Baſel auf der Höhe des Lebens zu ſtehen. Meine wiſſenſchaftliche Laufbahn hatte ſich außerordentlich günſtig geſtaltet, alles griff ineinander, zuſagende, ja bedeutende Stellungen waren einander raſch gefolgt, ich war den Mühen und Gefahren eines Privatdozenten entgangen und in eine ſchöne Tätigkeit verſetzt, die allen meinen Wünſchen entſprach und alle meine Kräfte anſpannte. Scherzweiſe habe ich damals wohl geäußert, ich würde in meinen Leiſtungen pränumerando bezahlt, ich hätte die Pflicht, eine ſolche zuvorkommende Behandlung erſt durch die Tat zu rechtfertigen. Trendelenburg aber gratulierte mir in einem herzlichen Briefe: „Mögen Sie Muße behalten! Muße in Ihren Jahren, welcher Reichtum an möglichen Keimen!“ So war mir alles über Erwarten gelungen. Auch in der Lebensumgebung hatte ſich alles nach Wunſch geſtaltet. Wir hatten eine ſehr zuſagende Wohnung gemietet, deren großer Garten unmittelbar an den Rhein grenzte, meine Mutter hatte beſondere Freude daran; ich aber hatte täglich meinen Weg nach der Univerſität über die alte Rheinbrücke zurückzulegen, die einen herrlichen Blick auf das hochragende Münſter gewährt. Aber eben jetzt, wo alles aufs beſte zu ſtehen ſchien, drohte eine Gefahr, die zunächſt nicht als eine ſchwere erſchien, ſich aber bald als eine ſolche herausſtellte, eine Gefahr für die Geſundheit und das Leben meiner Mutter. Meine Mutter war zart, aber elaſtiſch und von großer Willensſtärke, ſo hatte ſie die Mühen des doppelten Umzuges gut überſtanden. Wir haben damals noch

verſchiedene kleine Ausflüge gemacht, namentlich noch vor dem Winter einen großartigen Alpenblick auf der Frohburg genoſſen, wo alle großen Gipfel aus dem ſonſtigen tiefen Nebel klar und hell hervorragten. Ferner haben wir mit der uns befreundeten Familie des Philoſophen Sengler in Freiburg noch am 10. Mai 1872 einen Ausflug nach dem im friſchen Grün prangenden Höllental gemacht. Wir hofften durch einen Aufenthalt auf dem Stoos eine völlige Kräftigung zu erreichen. Aber ſchon einige Tage nach jenem Ausflug verſchlimmerte ſich das Befinden meiner Mutter ſehr. Sie fühlte ſich ſehr matt und ſchwach, ohne jedoch über beſondere Schmerzen zu klagen. Aber offenbar hat ſie ſich ſchon damals mit dem Gedanken eines baldigen Todes ſtark beſchäftigt. Eines Morgens trat ſie in beinahe feierlicher, aber freudiger Stimmung in das gemeinſame Frühſtückszimmer und erzählte mir, ſie hätte im Traume nun endlich ein vollauf deutliches Bild ihres jüngeren Sohnes gehabt, was ihr ſonſt nie gelungen war. Sie hat aber weiter nicht geklagt und hat noch erlebt, daß mein erſtes Buch über die ariſtoteliſche Methode mir ſamt dem Honorar von dem Weidmannſchen Verlag überſandt wurde. Dann aber ging es ſehr ſchnell abwärts, und am 31. Mai iſt ſie ohne ſchweren Todeskampf verſchieden. Der behandelnde Profeſſor Mieſcher hat mir dann berichtet, dieſer baldige Tod ſei als ein großes Glück zu betrachten, es habe ſich ſchon ein Krebsleiden entwickelt, wovon ſie nicht die mindeſte Ahnung hatte.

Was der Verluſt meiner Mutter für mich bedeutete, das entzieht ſich Worten. Aber bei allem Schmerz mußte ich dankbar anerkennen, daß meiner Mutter ein innerlich reiches und edles Leben beſchieden war. Ihre Jugend war ruhig und heiter, in der Ehe fand ſie ein zuſagendes Leben, aber zehn Jahre hindurch waren dieſer Ehe Kinder verſagt. Dann gab die freudig begrüßte Geburt ihrer beiden Kinder ihrem Leben einen reicheren Inhalt. Aber kaum war das geſchehen, ſo häuften ſich Sorgen und Schmerzen, ſie verlor raſch nacheinander den blühenden Sohn und den geliebten Mann und war allein auf ihre eigene Kraft angewieſen. Nun hat ſie alle Mühe daran geſetzt, mir eine volle Entwicklung meiner Kräfte zu bereiten und alle Hemmungen zu überwinden; das iſt ihr vollkommen gelungen, und mit inniger Freude und Dankbarkeit durfte ſie ſolches Gelingen vollauf erleben. Als ich von meiner Baſler Antrittsrede zurückkam, fand ich ſie tiefbewegt in Freudentränen; ihr eigenes Werk war damit vollbracht, ſie hatte keine weiteren Wünſche an das Leben. Ich aber mußte nun auf lange Jahre hinaus einſam weiterwandern.

Dieſe unerwartete Wendung mußte mich aufs ſchwerſte erſchüttern und meine Stellung zum Leben weſentlich umgeſtalten.

Für einen jeden von uns bedeutet der Verluſt der Mutter einen groſſen Ausfall, ich aber wurde beſonders hart dadurch betroffen. Nicht nur war ich in praktiſchen Dingen recht verwöhnt und vielfach auf ihre kluge und gütige Hilfe angewieſen, auch meine wiſſenſchaftlichen Pläne pflegte ich meiner Mutter mitzuteilen und ſie mit ihr zu erörtern. So empfand ich die Lücke aufs ſchmerzlichſte, und zunächſt hatte ich die gröſßte Mühe, nur die tägliche Arbeit zu verrichten. Es iſt aber ein Segen für den Mann in amtlicher Stellung, daß er ſich nicht ganz ſeinem eigenen Befinden hingeben darf, ſondern die Pflichten des Berufes zu erfüllen hat. Die Freude an der Natur habe ich zeitweiſe ganz verloren, auch die Alpen verlockten mich nicht. Ich bin wochenlang in der Nähe von Luzern geweſen, aber nicht auf den Rigi gekommen.

Zugleich vollzog ſich in meiner wiſſenſchaftlichen Betätigung eine eingreifende Wendung, die freilich längſt vorbereitet war. Von Anfang an war es mein Streben, mich an erſter Stelle den groſßen Lebensfragen der Philoſophie zu widmen; Ariſtoteles war bei allem, was er mir bot, im Grunde nur eine Brücke zu weiterem Streben. Meine ſeeliſche Lage hatte keinen vollen Einklang zwiſchen Arbeit und Denkweiſe. Meine Arbeit gehörte zunächſt Ariſtoteles, und ich konnte es nicht übelnehmen, nach üblicher deutſcher Schablone von Anfang an in die Klaſſe der Ariſtoteliker eingereiht zu werden. Meine eigene Denkweiſe aber neigte ſich mehr zu Plato, ein gewiſſer Unterſchied von Trendelenburg war dabei nicht zu verkennen. Meine Schrift über die Methode der ariſtoteliſchen Philoſophie war einerſeits eine volle Anerkennung des groſßen Denkers, ſie war aber zugleich eine kritiſche Würdigung desſelben*. In jener Zeit wurden verſchiedene Anerbietungen angeſehener Verleger an mich gerichtet, Schriften über Ariſtoteles zu übernehmen. Ich habe ſie aber dankend abgelehnt. Mein

* Allerdings muß ich anerkennen, daß der Verlauf meines eigenen Strebens mich vielfach von Ariſtoteles entfernt hat, aber ich bleibe ihm dauernd dankbar für ſeine eingreifende Förderung. F. A. Lange hat ſich in ſeinem groſßen Werke über den Materialismus eingehend mit meinem Buch beſchäftigt, er ſteht anders als ich zu Ariſtoteles, aber er hat meine Forſchungen ſehr anerkannt. Er ſagt (Anm. 49): „In dieſem mit groſßer Gewiſſenhaftigkeit und Sachkenntnis verfaßten Büchlein zeigt ſich die Anſicht, welche wir längſt hegten, glänzend beſtätigt, daß nämlich gerade die neu-ariſtoteliſche Schule, welche von Trendelenburg ausgegangen iſt, ſchließlich am meiſten dazu beitragen muß, uns definitiv von Ariſtoteles zu befreien. Bei Eucken geht die Philoſophie auf in der ariſtoteliſchen Philologie; aber dafür iſt auch dieſe Philologie gründlich und objektiv. Nirgends findet man die Schäden der ariſtoteliſchen Methode ſo klar und überſichtlich dargelegt als hier." Sehr anerkennend hat ſich damals Lehrs über mein Buch ausgeſprochen, den erſten freundlichen Brief darüber habe ich von Zeller empfangen.

Hauptzug ging ſchon damals entſchieden nach der ſyſtematiſchen Philoſophie, auch das Thema meiner nächſten Arbeit war mir völlig klar: ich wollte über „die metaphyſiſchen Vorausſetzungen der Ethik“ ſchreiben; gewiſſe Entwürfe dazu bewahre ich noch heute auf. Ich wollte dabei unterſuchen, welche Faſſungen der Metaphyſik mit einer Ethik vereinbar ſeien; es ſollte dabei ein analytiſcher Weg eingeſchlagen werden. Meine akademiſchen Vorleſungen aber ſollten vornehmlich die Hauptfragen der gegenwärtigen Philoſophie behandeln und dazu eine ſelbſtändige Stellung nehmen. Nun aber warf jener Verluſt mich gänzlich aus der überlieferten Seelenlage und Stimmung. Es wurde mir ſogar fraglich, ob ich überhaupt die akademiſche Laufbahn feſthalten ſollte. Ich habe mich ernſtlich damit beſchäftigt, ob es nicht meine Pflicht ſei, mich an erſter Stelle den großen ſozialen Problemen zu widmen und dabei mit dem Sozialismus eine Verbindung zu ſuchen, freilich eine Verbindung freierer Art. Jene Fragen haben mich von früh an beſchäftigt, ich habe vieles darüber geleſen und darüber gegrübelt, ſie ſchienen mir eng verbunden mit der notwendigen inneren Erneuerung der Menſchheit, die mir immer als die Hauptſache galt. Wenn ich raſch jenen Weg als für mich ungangbar erkannte, ſo bewirkte das namentlich der Einfluß der flachen negativen und poſitiviſtiſchen Denkweiſe, welche aus den führenden Geiſtern des Sozialismus ſprach. Der Bahn Feuerbachs und Marx' zu folgen, das war mir ſowohl ſeeliſch als wiſſenſchaftlich unmöglich. So blieb ich bei der überkommenen Lebensführung. Um der lähmenden Stimmungen Herr zu werden, ſchien es mir zweckmäßig, mich innerlich in eine ganz andere Gedankenwelt zu verſetzen, die meiner Gemütslage entſprach und auch zugleich manche Anregungen bot. Zu dieſem Zweck habe ich im Winter 1872 die bedeutenderen Kirchenväter zuſammenhängend durchgeleſen und mich in die von ihnen vertretene Welt vertieft. Die einzelnen Lehren kümmerten mich dabei wenig, es war die Grundrichtung des Lebens, die mich feſſelte und mir wohltat; im beſonderen gedenke ich gern des Gregor von Nyſſa und der ſpekulativen Hauptſchriften des Auguſtin. Dieſe Quellenforſchungen ſind ſpäter auch den „Lebensanſchauungen der großen Denker“ zugute gekommen. Einſtweilen blieb es in der philoſophiſchen Arbeit bei bloßen Vorbereitungen.

Inzwiſchen hatte ich mich in Baſel mehr und mehr eingelebt und mannigfache perſönliche Beziehungen gewonnen. Wohltuend war mir die Geiſtesverwandtſchaft, welche ich bei dem edlen und geiſtvollen Steffenſen fand, wohltuend der freundſchaftliche Verkehr, den ich von Anfang an mit dem hervorragenden Nationalökonomen Julius Neumann gewann. Ein beſonders enges freundſchaftliches Verhältnis aber habe ich mit dem Kirchenhiſtoriker

Rudolf Stähelin gewonnen. Er verband mit geiſtiger Tiefe und ſeeliſcher Wärme eine univerſale Denkweiſe, einen offenen Blick für alle menſchlichen Dinge und auch für die Natur, die Gabe ſcharfer Beobachtung, dazu einen ſprudelnden Humor. So war es mir ein großer Gewinn, in ihm einen echten Freund zu gewinnen. Leider iſt der vortreffliche Mann viel zu früh (1900) von uns gegangen.

Mit ihm und ſeiner Familie habe ich im Sommer 1873 einen ebenſo wohltuenden wie genußreichen Aufenthalt im Berner Oberlande nahe der Pracht der Alpenwelt (in Beatenberg) gehabt und mich dadurch ſehr erfriſcht; nun erwachte bei mir auch wieder die Freude an der großen Natur.

Ferner fehlte es nicht an manchen angenehmen Beziehungen zu weiteren Schweizer Kreiſen. Mit beſonderer Freude gedenke ich der Tage, welche ich als Teilnehmer der theologiſchen Prüfungen in Zürich verlebte; es war das ein Kreis lebenserfahrener und ſympathiſcher Menſchen, welcher dort unter der geſchickten Leitung des geiſtvollen Antiſtes Finsler zuſammentraf.

Aber eben nun, wo ich feſten Boden in der Schweiz fühlte, erhielt ich in den Weihnachtstagen 1873 ein Telegramm des Jenaiſchen Univerſitätskurators Seebeck, er wolle mich beſuchen und mit mir ſprechen. Ich konnte mir natürlich denken, was dieſer Beſuch bedeutete, und hatte während der folgenden Tage Zeit genug zu überlegen, ob ich dauernd in der Schweiz bleiben oder nach Deutſchland zurückkehren ſolle. Vieles feſſelte mich in der Schweiz und beſonders in Baſel. Die herrliche Natur, die Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit der Bewohner, die feſte Gemütsart, welche manche gemeinſame Züge mit der frieſiſchen hatte. Dazu ſchwebte damals das Projekt einer eidgenöſſiſchen Univerſität, die ein größeres Feld für wiſſenſchaftliches Wirken geboten hätte. Aber ich habe mich bald für Deutſchland und Jena entſchieden; ich war zu jung, um jetzt ſchon den Lauf meines Lebens feſtzulegen; dazu konnte mir nicht zweifelhaft ſein, daß, ſolange ich unter dem Eindruck meines ſchweren Verluſtes war, ich nicht die volle Friſche und die nötige Spannkraft des Schaffens erlangen würde; eine Veränderung und eine Verſetzung in eine neue Lage verſprach, mein Streben weſentlich zu fördern; auch konnte ich für einen aufſtrebenden Philoſophen keinen beſſeren Wirkungsplatz wünſchen als Jena mit ſeiner großen Tradition, die bis zu Kuno Fiſcher reichte. So konnte ich der Unterredung mit Seebeck eine bereitwillige Stimmung entgegenbringen. Von Seebeck empfing ich beim erſten Anblick einen hervorragenden Eindruck. Eine bewunderungswürdige geiſtige Weite, eine große Gabe der Ausſprache und anregenden Unterhaltung, dabei eine unverkennbare Gütigkeit und Vornehmheit der Geſinnung. Er ſchilderte mir die jenaiſchen

Verhältniſſe in einer ſehr anziehenden Weiſe. Die äußeren Schwierigkeiten wurden raſch überwunden, die Zuſtimmung der Regierungen eingeholt, und ſo durfte ich mich als einen Jenenſer betrachten. Aber ich darf ſagen, daß der Abſchied von Baſel mir recht ſchwer geworden iſt. Auch habe ich beim Abſchied viele Zeichen einer herzlichen Geſinnung empfangen, ſo daß ich nur mit aufrichtigem Dank an jene Zeit zurückdenken kann. Der Umzug gelang dank freundlicher Hilfe ohne Schwierigkeiten; ich war und ich bin ſehr unſicher in dieſen praktiſchen Dingen, und ſo war es ſchließlich beinahe ein Wunder, daß alles ſo gut verlief. Vor meinem Einzug habe ich ſchon einen kurzen Beſuch in Jena gemacht, um mich wegen einer Wohnung zu orientieren. Es war auch damals ungeheuer ſchwierig, eine Wohnung zu bekommen, erſt nach $1\frac{1}{2}$ Jahren erhielt ich eine ſolche, die, im Freien gelegen, allen meinen Wünſchen entſprach, ſie führte unmittelbar in einen hübſchen Garten und von da aus in das ſogenannte Paradies.

Zweiter Teil.

*

Die Weiterentwicklung meines Lebens und Strebens.

Jena.

Die allgemeine Lage von Jena bedarf keiner näheren Schilderung. Noch war die Stadt klein und ohne Fabriken, sie zählte nicht mehr als 9000 Einwohner. Erst das Jahr 1874 brachte eine kleine Bahn, die aber noch nicht bis auf den Thüringer Wald führte. Die Natur hatte ihren alten Zauber, und es war mir eine besondere Freude, daß ich die Hauptpunkte der Umgebung noch mit meiner Mutter in gehobener Stimmung besucht hatte. In Jena umfing mich ein frisch aufstrebendes Leben. Eine Anzahl neu berufener Gelehrter wirkte mit voller Kraft. Es wurde die Jenaische Literaturzeitung begründet, mit deren Hilfe man ein neues geistiges Zentrum bilden zu können hoffte. Das äußere Leben war einfach, aber ausreichend und angenehm. Man empfand noch immer die Nachwirkung der klassischen Zeit, noch bestand das Haus Frommann, das so eng mit jener Zeit verknüpft war. Mich selbst berührte es merkwürdig, als ich dort mit einem Enkel von Goethe zu einem kleinen Mittagessen zusammentraf; natürlich war Goethe der Mittelpunkt des Gespräches. Manche kannten ihn persönlich und erzählten einzelne ansprechende Züge von ihm. Am weitesten erstreckte sich die Erinnerung des Orientalisten Stickel, der 1813 nach den Oktobertagen als Kind die Flucht Napoleons in tiefer Nacht erlebte; er konnte 1892 bei dem bekannten Aufenthalte Bismarcks in Jena diesem berichten, er habe den größten Feldherrn, den größten Dichter und nun auch den größten Staatsmann des Jahrhunderts gesehen. Bekanntlich hat Goethe an Jena und an seiner Natur besondere Freude gehabt und versichert, daß er hier nie einen unproduktiven Augenblick gehabt habe.

Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und geistigen Lebens war damals das Haus Seebeck; die geistige Kraft des Mannes und das

geſellſchaftliche Talent der Frau, die eine Tochter des früheren Generalſtabschefs von Krauſeneck war, verbanden ſich hier aufs beſte. Seebeck lebte ganz in der klaſſiſchen Zeit, mit der ihn, den Sohn des bekannten Phyſikers, manche perſönliche Erinnerungen verbanden. Das Leben hatte ihn vor recht verſchiedenartige Aufgaben geſtellt, denen er ſich vollauf gewachſen zeigte; ſchließlich fand er in der Stellung des Univerſitätskurators, der das Zuſammenwirken verſchiedener Staaten eine beſondere Bedeutung gab, eine Tätigkeit, welche allen ſeinen Kräften und Wünſchen entſprach. Er war im Grunde Hegelianer, aber ein ſolcher freier und weiter Art, ihn leitete vornehmlich der Gedanke an die Sache und an ihre Forderung; alles Parteiweſen war ihm zuwider, ſubjektive Sympathien und Antipathien traten bei ihm gänzlich zurück. In dieſem Sinne hat er ſehr erfolgreich für die Univerſität Jena gewirkt, die der Mittelpunkt aller ſeiner Wünſche war, und eine nicht geringe Zahl hervorragender Perſönlichkeiten für die Univerſität gewonnen. Zu vielen davon ſtand er in einem herzlichen Freundſchaftsverhältnis. Auch wußten er und ſeine weltgewandte Frau einen feinen und geiſtig bewegten Kreis um ſich zu verſammeln; es ruhte auf dieſem Kreiſe noch ein Abglanz goethiſcher Denkweiſe, alles Niedrige war verbannt. In dieſem Kreiſe habe ich ſpäter meine zukünftige Lebensgefährtin gefunden.*

Unter den damaligen Kollegen gab es eine Fülle bedeutender und ſympathiſcher Perſönlichkeiten, die teilweiſe weit über Jena, ja über Deutſchland hinaus bekannt waren. Haeckel war in der vollen Kraft und Friſche ſeines Schaffens. Er erregte ſchon damals viel Streit, aber auch diejenigen, welche ſeine Weltanſchauung nicht teilten, mußten ſein großes wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Vermögen unbedingt anerkennen. Dabei war er voller Verdienſte um Jena und von großer Selbſtloſigkeit; verſchiedene glänzende Rufe lehnte er unbedenklich ab, um in Jena frei ſchaffen zu können. Seebeck hatte den Humor, gegen Haeckel ſelbſt zu äußern: „Sie müſſen in Jena bleiben, hier ſchaden Sie noch am wenigſten!“ Unter den weiteren Spitzen der Univerſität ſtand die Theologie voran, jeder Einzelne verkörperte dabei auf dem Grunde einer gemeinſamen freieren Denkweiſe eine eigentümliche Art. Haſe war damals ſchon etwa 74 Jahre alt, aber er hat noch eine ganze Reihe von Jahren ſeine Vorleſungen mit voller Friſche gehalten und auch literariſch unermüdlich weiter geſchafft. Er hatte eine ſehr liebenswürdige Art, ſich zu den Menſchen zu ſtellen und jeden in ſeiner

* Ich ſelbſt habe in meinen „Geſammelten Aufſätzen“ ein Lebensbild von Seebeck entworfen. Auch Kuno Fiſcher hat über dieſen eingehend geſchrieben: „Erinnerungen an Moritz Seebeck“ 1886.

Eigentümlichkeit anzuerkennen. Der Jugend brachte er warme und freudige Teilnahme entgegen. Seine Art wurde von Fremden insofern bisweilen wohl unterschätzt, als man die innere Wärme seines Wesens nicht voll genügend erkannte. Seinen Schülern war er ein gütiger und hilfsbereiter Berater, und wie wohlwollend er für seine Freunde sorgte, das habe ich selbst erfahren, als ich in Rom von einem sehr ernstlichen Typhusanfall befallen war. Niemand hat sich damals meiner so herzlich angenommen wie Hase. In der theologischen Fakultät gewann damals vornehmlich Pfleiderer durch die Wärme seiner Gesinnung und durch die Frische seines Strebens die jungen Seelen. Lipsius war bewunderungswert durch die kritische Schärfe seines Denkens und sein staunenswertes historisches Wissen, so daß er in dieser Richtung Pfleiderer weit übertraf. In unserer Fakultät war eine Zierde Hildebrand, zu dem die hervorragendsten jüngeren Nationalökonomen pilgerten, und der von der Ethik aus der Philosophie ein warmes Interesse entgegenbrachte. Einen sehr geistvollen und anregenden Denker hatten wir an dem Historiker Adolf Schmidt, der sowohl dem Frankfurter Parlament 1848 als dem Reichstag 1874—76 angehörte. Meine näheren kollegialen Verhältnisse gestalteten sich sehr angenehm. In Fortlage hatte ich einen treuen und feinsinnigen Kollegen, der auf kleinere Kreise aufs förderlichste wirkte. Unermüdlich und mit jugendlicher Begeisterung wirkte Stoy, der schon durch sein seelenvolles Auge fesselte. Auch mit dem späteren geistvollen Gymnasialdirektor Gustav Richter verband mich bald ein freundschaftliches Verhältnis.

Die stille Lage Jenas brachte es mit sich, daß manche der älteren Kollegen eine gewisse Weltfremdheit hatten, und daß sie sich auch in die modernen Verkehrsverhältnisse nur mühsam hineinlebten; es fehlte nicht an kleinen Anekdoten darüber. Wie man damals über Entfernungen dachte, dafür ist charakteristisch folgender Zug. Fortlage war früher Privatdozent in Heidelberg, er hatte sich seine Braut aus Schleswig geholt, wo dann die Hochzeit gefeiert wurde; der amtierende Geistliche hielt es für notwendig darauf hinzuweisen, die junge Frau möchte zuversichtlich in die Zukunft blicken, denn derselbe Gott walte in Schleswig und in Heidelberg.

Die Zahl der Studenten war damals nicht groß. Es wurde als etwas Besonderes begrüßt, als im Sommersemester 1874 die Zahl der Hörer gegen 500 erreichte. Es kam dann längere Zeit ein Stagnieren, bis später die Universität ein fortwährendes Aufsteigen erreichte. Während dieser ganzen Zeit habe ich das Zusammensein und Zusammenwirken mit den Studenten als einen großen Vorzug empfunden. Schon bevor ich nach Jena kam,

hat Schleiden ſich mir gegenüber ſehr anerkennend über die Jenaiſchen Studenten ausgeſprochen. Sie haben von alters her viel Sinn für Humor, und es kann gelegentlich die fröhliche Stimmung die Grenzen überſchreiten, aber im Kern war und iſt dieſe Studentenſchaft tüchtig, arbeitſam und anhänglich gegen die Lehrer. Ich habe in der langen Zeit meines Wirkens nie irgendwelche Schwierigkeiten oder Unannehmlichkeiten in dieſer Richtung gehabt. Wohl aber haben die Studenten bei mannigfachen Gelegenheiten durch Fackelzüge, Wagenauffahrten uſw. mich geehrt. Ein Vorteil für die Univerſität war es, daß Jena trotz ſeines beſcheidenen äußeren Umfanges durchaus nicht eine Provinzial-Univerſität war; von den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands kamen die Studenten hierher, auch an Ausländern verſchiedener Zungen fehlte es nicht; das war auch für die Dozenten ein Vorteil, daß ihre Ideen ſich nach allen Richtungen hin verbreiten konnten. Dem inneren Bau des deutſchen Lebens aber war es günſtig, daß Norddeutſche und Thüringer ſich eng verbanden und ſich gegenſeitig ergänzten.

Jena iſt nicht zu erwähnen ohne auch Weimars zu gedenken. Freilich iſt die Zeit ſchon lange vorüber, wo unter der Herrſchaft der Literatur „Weimar und Jena eine große Stadt" bildeten; im Fortgang des 19. Jahrhunderts beſtand wenig geiſtiger Verkehr zwiſchen jenen beiden Städten; Wiſſenſchaft und Kunſt gingen ihre eigenen Wege. Es war im Grunde nur der Hof mit ſeinen Einladungen, der die Profeſſoren nach Weimar führte. Dieſe Einladungen waren liebenswürdig gehalten, aber ſie ergaben kein inneres Verhältnis der Lebenskreiſe. Nur der Großherzog Carl Alexander pflegte bei ſeinem Aufenthalt in Jena einen kleinen Kreis von Gelehrten einzuladen; dann wurden die ſchwerſten und heikelſten Fragen mit voller Offenheit behandelt; der Fürſt hatte offenbar eine aufrichtige Freude daran, in dieſer Weiſe über die laufenden Fragen orientiert zu werden. In Weimar war der Ton ſteifer, aber die Unterhaltung war nicht unbedeutend. Die Beziehungen zu den anderen Höfen, die an der Univerſität teilnahmen, beſchränkten ſich auf größere Familienfeſte, aber auch hier war erſichtlich, daß man auf die Teilnahme der Gelehrten Wert legte. Die Univerſität wurde ſtets nicht als ein Stück des Verwaltungsorganismus, ſondern als eine ſelbſtändige Korporation behandelt.

Übrigens war das Verhältnis des weimariſchen Hofes zu Jena früher intimer als ſpäter, wo die Goethebeſtrebungen voranſtanden; man konnte nun die jenaiſchen Gelehrten leichter entbehren; dieſe aber hatten mehr Intereſſe an dem großen deutſchen Leben als an den Verhältniſſen des weimariſchen Kleinſtaates.

Geiſtige und philoſophiſche Lage des damaligen Deutſchlands.

Nach meiner Rückkehr aus der Schweiz fand ich das deutſche Leben in eigentümlicher Lage. Es war ein großer militäriſcher Sieg errungen, und Kraft und Geſchick eines großen Staatsmannes ſchienen Deutſchland aller Gefahr enthoben zu haben. Aber von innen her drohten geiſtige Verwicklungen, die freilich erſt allmählich ins Bewußtſein traten. Eine ſtarke Einſeitigkeit war nicht zu verkennen: einerſeits eine politiſche Geſtaltung, welche den Schwerpunkt des Wirkens in die Regierung legte und der Selbſttätigkeit des Volkes nur einen beſcheidenen Einfluß geſtattete, andererſeits ein raſches Vordringen der wirtſchaftlichen Intereſſen, die mehr und mehr zur Hauptſache wurden. Es wurde nach beiden Richtungen Treffliches geleiſtet, aber das Leben ging ausſchließlich in ſolchen Leiſtungen auf, es fehlte ein gemeinſames Ziel für den ganzen Menſchen, es fehlte eine innere Erhöhung, es fehlte eine klare Auseinanderſetzung mit den Problemen und Gegenſätzen des modernen Lebens; der Hauptzug der Zeit ging nach einer unbedingten Bejahung des Lebens, mehr und mehr zog das ſichtbare Daſein alles Streben an ſich, es war eine Unwahrhaftigkeit darin unverkennbar, daß das äußere Bekenntnis der Zeit an einer geiſtigen Welt und an einer Religion chriſtlicher Färbung feſthielt. Das ergab eine bloße Arbeitskultur, die innerhalb ihrer Grenzen manches förderte und verbeſſerte, die aber bei ihren Erfolgen die Seele des Menſchen vergaß; es konnte als ein Widerſpruch erſcheinen, daß dieſes Volk fortfuhr, ſich ein Volk der Denker und Dichter zu nennen, da bei ihm keine innere Notwendigkeit weder für die Kunſt noch für die Religion noch für die Philoſophie wirkte. Das war die Zeit, welche Nietzſche mit gutem Grunde gegeißelt hat; zunächſt aber fand er für ſeinen wuchtigen Angriff taube Ohren, er hat vor ſeiner ſchweren Erkrankung von keinem ſeiner Bücher eine neue Auflage erlebt und war einſtweilen ein Prediger in der Wüſte. Erſt vor und gegen 1890 erfolgte ein Umſchwung der Stimmung, mit dem wir uns ſpäter zu beſchäftigen haben. In Summa war bei allem äußeren Wohlergehen eine ſtarke Veräußerlichung und Verflachung nicht zu verkennen.

Eine ſolche Lage brachte auch das philoſophiſche Streben in eine ſchwierige Lage. Es bekämpften ſich einerſeits die Anhänger des alten Idealismus, andererſeits die Realiſten und Poſitiviſten. Jener Idealismus hielt den Grundgedanken einer ſelbſtändigen Geiſteswelt feſt, aber er wollte die Gewaltſamkeit der ſpekulativen Syſteme mildern, ihren überkühnen Gedankenflug mäßigen, die

Erfahrung in Natur und Menschenleben zu größerer Geltung bringen, auch den Befund der Geschichte sorgfältiger und unbefangener würdigen. So hat er dem Streben mehr Besonnenheit und Umsicht verliehen. Aber so schätzbar die daraus erwachsenden Leistungen waren, sie brachten keine selbständige Grundrichtung, sie gaben dem Leben keine neue Gestaltung, wie unsere zerrissene und gärende Zeit sie verlangt. Der hier gebotene Idealismus war mehr eine Abwehr des vordringenden Realismus, mehr ein Festhalten überkommener Ziele als ein ursprüngliches Schaffen aus dem Ganzen, als ein Eröffnen neuer Bahnen aus der weltgeschichtlichen Lage der Gegenwart.

So war es begreiflich, daß auf philosophischem Gebiet der Positivismus siegreich vordrang. Er nahm seine Stellung ausschließlich in dem von der Erfahrung gebotenen Dasein und kannte keine selbständige Tatwelt, er schob das Weltproblem als vom Menschen unlösbar zurück und suchte als „wissenschaftliche" Philosophie sich aller Metaphysik zu entledigen, ihm wurde die Philosophie vorwiegend zu einer systematischen Ordnung der Einzelwissenschaften. Ohne Zweifel hat sowohl seine Kritik überkommener Gedankenmassen als sein unmittelbares Erfassen der Breite der Wirklichkeit vieles in Fluß gebracht, aber sein Unternehmen, von außen nach innen zu bauen und die ganze Wirklichkeit in ein Gewebe von Beziehungen, damit aber in eine bloße Außenwelt zu verwandeln, konnte unmöglich den Bedürfnissen des deutschen Geistes genügen; es ist kein Zufall, daß große Positivisten wohl Frankreich und England, nicht aber Deutschland geliefert hat.

Noch weniger konnte eine materialistische Populärphilosophie in der Art Haeckels und der Monisten der Tiefe des deutschen Geistes entsprechen. Die subjektive Gesinnung dieser Populärdenker sei in keiner Weise bestritten, sie glaubten mit ihrer Verstandesaufklärung das menschliche Leben von Irrtum und Wahn befreien zu können, sahen aber nicht die gähnende Leere, welcher ein solches Unternehmen unrettbar verfiel. Ihr Unternehmen wäre aber mit seiner Dürftigkeit nicht so sehr in die Massen eingedrungen, wenn nicht das Ganze des deutschen Lebens alles festen und erhöhenden Zieles entbehrt hätte; die im Durchschnitt gebotene Gedankenwelt war ein Gemisch von Intellektualismus und Naturalismus, ein geistiger Tiefstand war nicht zu verkennen; spätere Zeiten werden sich darüber wundern, wie es möglich war, daß ein Volk, das Männer wie Leibniz, Kant, Hegel hervorgebracht hat, so sehr von allen guten Geistern verlassen war und sich seiner Armut wohl noch besonders rühmte. Die hier gebotene Kultur hatte alle Vorzüge, aber auch alle Schranken einer bloßen Arbeitskultur; wir waren tüchtige Arbeiter, aber wir waren flache Menschen.

Digitized by Google

Das Mühen um eine Hauptrichtung.

Mich selbst versetzte diese Lage in viel Sorge und Unruhe, sie machte mir das Ganze meines Strebens zum Problem. Vor allem mußte ich anerkennen, daß die rasche Folge von verschiedenen Stellungen eine ernste Gefahr für meine innere Bildung war; in wenigen Jahren hatte ich mannigfachste Aufgaben und bunteste Eindrücke gehabt; mochte ich unentwegt meine aristotelische Forschung verfolgen, für meine philosophische Selbstentwicklung war nicht genügend Ruhe, eine Konzentration meiner Kräfte war unbedingt geboten. Nunmehr hatte ich die besten äußeren Bedingungen zum Schaffen, nun galt es, unabhängig von Aristoteles eine eigene Gedankenwelt herauszuarbeiten. Das aber ist mir nur langsam und unter vielfachen Mühen gelungen. Allerdings galten mir einzelne Hauptzüge des Strebens als sicher: ich mußte das Geistesleben über die Natur stellen ohne ihr ein gutes Recht zu bestreiten, ein monistisches Zusammenwerfen beider Welten erschien mir unmöglich; das Geistesleben aber faßte ich erstwesentlich ethisch, ethisch im weiteren Sinne, nicht intellektualistisch, ich habe den Intellektualismus stets als eine Verflachung und Verflüchtigung der Wirklichkeit abgelehnt, dabei aber die Bedeutung der Gedankenarbeit vollauf anerkannt; ich suchte eine enge Verbindung mit der Geschichte, aber ihre nähere Fassung stellte mir manche Fragen; das tiefe Dunkel der Welt hat mich von Jugend an stark beschäftigt, aber ich sah nicht, wie mein Denken sich damit abfinden könnte; die spekulative Philosophie in der Art Hegels galt mir als eine Überspannung des menschlichen Vermögens, aber das nähere Verhältnis von Welt und Mensch war mir nicht genügend geklärt. So blieb ich zunächst im Suchen.

Andererseits aber konnte ich nicht müßig bleiben, es drängte mich zwingend zu einer fördernden Tätigkeit. So suchte ich zunächst einen Halt und ein Ziel in Werken, die wohl zu philosophischen Problemen in enger Beziehung standen, die aber zunächst keine systematische Stellungnahme forderten. Aus diesem Streben sind die „Grundbegriffe der Gegenwart" (1878) hervorgegangen, die eine Verbindung von Geschichte und Kritik bringen sollten. Sie boten mannigfache Gedanken und Anregungen und übten eine scharfe Kritik der Zeitbewegungen, aber sie entbehrten einer genügenden positiven Förderung der Aufgaben. Die näheren Freunde, wie Reuter und Seebeck, waren im Grunde enttäuscht; ich selbst habe in den späteren Auflagen die Sache mehr ins Positive gewandt und meine eigene Stellung weiter ausgebaut. Schon die 2. Auflage (1893) hat wesentliche Umwandlungen vorgenommen:

die geſchichtlichen Angaben wurden ſtrenger auf das beſchränkt, was zum Verſtändnis der Gegenwart erforderlich ſchien, der Beſtand der Gegenwart wurde ſchärfer und klarer herausgearbeitet, endlich habe ich mit meiner eigenen Überzeugung eine entſchiedenere Stellung gewonnen. So iſt das Ganze ſchon in der zweiten Auflage ſtark von dem Geſchichtlichen ins Philoſophiſche verſchoben. Aber bei allen Mängeln hat gleich die erſte Auflage manche Freunde gewonnen, und ſie iſt 1880 auf Anregung des Präſidenten Noah Porter durch Profeſſor Stuart Phelps ins Engliſche überſetzt; das war meine erſte geiſtige Beziehung zu Amerika.*

Es wurde mir wiederholt nahegelegt, den geſchichtlichen Befund des Buches von aller philoſophiſchen Kritik abzulöſen und daraus ein nützliches Handbuch herauszuſchälen, was alle Richtungen gleichmäßig hätte befriedigen können. Doch dazu konnte ich mich nicht entſchließen. Um den Grundgedanken des Ganzen deutlich herauszuſtellen, wurde ſeit der 3. Auflage (1904) der Titel in den „Geiſtige Strömungen" verändert; ſie liegen jetzt in 6. Auflage vor.

Unmittelbar dieſem Buch folgte die „Geſchichte der philoſophiſchen Terminologie, im Umriß dargeſtellt" 1879. Sie beruhte auf eingehenden Studien zur Geſchichte der Begriffe. Es beſchäftigte mich damals der Plan einer Geſamtgeſchichte der philoſophiſchen Grundbegriffe; aus dieſem umfaſſenderen Plane iſt jener Umriß der Geſchichte der philoſophiſchen Terminologie als Nebenſchößling herausgewachſen.

Über die Begrenzung eines ſolchen Unternehmens war ich mir völlig klar, nur als eine Einleitung und Anregung konnte das Ganze einen Wert beſitzen. Inzwiſchen iſt das Intereſſe für die philoſophiſche Terminologie ſehr gewachſen, und es ſind verſchiedene

---

* Über Noah Porter erſchien 1893: Noah Porter. A memorial by friends. Edited by George Merriam. New York, Charles Scribner's sons (IV, 306). Er gehörte der älteren Generation an, welche in engem Zuſammenhange mit dem deutſchen Geiſtesleben ſtand und dafür namentlich durch Coleridge gewonnen war. Er war im Winter 1853/4 in Berlin und war Trendelenburgs Hauſe befreundet. Er verfocht entſchieden die Notwendigkeit, in die Ausdrucksweiſe und in die Begriffswelt der deutſchen Philoſophie gründlich einzudringen. Über meine „Grundbegriffe" äußerte er ſich in ſeiner Einführung jenes Werkes ſehr anerkennend: "To the history and criticism of those conceptions, and their terminology, Professor Eucken has brought thorough and careful reading, acute and candid criticism and a clear and solid style. While he is at home among the systems of the past, he seems equally familiar with the controversies of the present. Above all, he has studied brevity, and has mastered the art of expressing in few words the results of patient research and critical discrimination". In Deutſchland hat es 15 Jahre gedauert, bis eine neue Auflage erſchien.

ſchätzbare Werke darüber erſchienen; eine volle Löſung der Aufgabe überſteigt aber das Vermögen eines Einzelnen, hier bleibt eine Aufgabe für eine Akademie offen, die nur durch eine gemeinſame Arbeit der Hauptkulturvölker lösbar iſt. Wiederholt habe ich darauf gedrungen. Ich ſelbſt habe beim Ausbau meiner philoſophiſchen Überzeugungen dieſe Probleme nicht weiter verfolgt, und ich habe meine Sammlungen zur Geſamtgeſchichte der philoſophiſchen Grundbegriffe vernichtet. Für einen Fremden hatten ſie keinen Wert, und mich ſelbſt feſſelte bald ganz und gar die Weiterentwicklung meiner eigenen Gedankenwelt. Aber jene Unterſuchungen zur Terminologie haben mir manche Klärung gebracht.*

Jener Zeit des Suchens und Schwankens kann ich nicht gedenken ohne zu erwähnen, daß manche treffliche Männer meine Beſtrebungen mit freundlicher Geſinnung begleitet haben; es waren namentlich Mitglieder der älteren Generation, welche mir eine liebenswürdige Schätzung entgegenbrachten. So z. B. Zeller, Harms, Ulrici, Schaarſchmidt, Wildauer, der mit unermüdlichem Eifer für eine Berufung meiner nach Öſterreich wirkte; auch Heyder, der mir eine Berufung nach Erlangen vermittelte, muß ich dankbar erwähnen. Auch zu katholiſchen Gelehrten wie Sengler und Hoffmann ſtand ich in freundlichen Beziehungen. So fehlte es

---

* Wenn mein Umriß der philoſophiſchen Terminologie an erſter Stelle eine gelehrte Arbeit war, ſo wurde er doch von gewiſſen philoſophiſchen Überzeugungen getragen. Es heißt u. a. S. 217: „Die Erforſchung der Terminologie kann dafür wirken, daß die Fragen an der richtigen Stelle aufgenommen werden, daß nicht unnützer Streit ſich entſpinne, das Streben irrelte und herabziehe. Konzentration des Kampfes auf die entſcheidenden Punkte, dazu mag unſer Gegenſtand dienen, den Kampf ſelbſt aber wird er ſteigern, nicht vermindern."

Über das Verhältnis der Maſſen und der Einzelnen heißt es (S. 218): „Unter beſonderen Umſtänden vermögen die Maſſenkräfte auch poſitiv zu wirken, indem ſie in den Dienſt aufſtrebender geſchichtlicher Bewegungen treten und eine Neugeſtaltung vorbereiten, aber durch ſolche Strömungen werden nur Bedingungen und Unterlagen hergeſtellt, großes poſitives Schaffen erfolgt einzig und allein durch die mühevolle Arbeit jener Perſönlichkeiten, welche ihr Leben an die Sache ſetzen. Zur Negation und zur allgemeinen Richtung genügen die elementaren Kräfte, die entſcheidenden Taten vollziehen ſich in jenen Einzelnen."

Über zugleich gilt die Überzeugung, daß alle einzelne Arbeit von einem Ganzen der Vernunft umfaßt wird, und daß die Philoſophie als eine Geſamtmacht wirkt. „Jene zugleich dürftige und hochmütige Anſicht, welche die Philoſophie in erſter Linie auf die ſubjektive Reflexion der Individuen zurückführt, erſcheint ſchon von hier aus als unhaltbar" (S. 220). Über das Verhältnis zur Geſchichte aber heißt es (S. 220): „Erhebung über das Geſchichtliche bleibt das Ziel, aber nur durch Verſenkung in die Geſchichte kann daſſelbe erreicht werden."

meinem Streben nicht an wohlwollender Anerkennung. Das jedoch konnte mir nicht entgehen, daß überwiegend die Älteren für mich eintraten, während den Jüngeren mein Streben gleichgültig war. Ich ſtand eben mitten zwiſchen verſchiedenen Lebenswogen: die ältere Epoche war vergangen, und ich konnte mich ihr nicht anſchließen, die Jüngeren aber verfolgten eine andere Richtung; ſo blieb meine Stellung eine einſame. Neben meinen Schriften habe ich manche kleine Aufſätze über laufende Zeitfragen geſchrieben; es war namentlich die Augsburger Allgemeine Zeitung, die mir dabei freundlich zur Hand ging.

Für die innere Unruhe, unter der ich damals ſtand, war mein Verlangen bezeichnend, größere oder kleinere Reiſen zu unternehmen; ſo war ich in Berchtesgaden und Umgebung, ſo in Borkum, ſo in Saßnitz, ſo in Holland und Flandern, ſo zweimal auch in Italien; alles das brachte mir natürlich mannigfache Erweiterung und Förderung, aber es gab mir nicht einen feſten Stand im eignen Leben und Denken, es gewährte mir keine innere Sicherheit und Freiheit.

1881—1890

Die Grundlegung einer ſelbſtändigen Gedankenwelt und die Begründung eines eignen Hauſes.

Eine Reihe von Jahren der Arbeit war verſtrichen, ohne mir den erſehnten Abſchluß zu bringen, endlich aber ſchloſſen ſich mir die Gedanken genügend zuſammen, um mich einer feſten Hauptrichtung gewiß zu machen; es geſchah das in entſcheidender Weiſe in den Jahren 1881 und 1882. Über das Nähere meiner philoſophiſchen Überzeugung berichten meine Bücher, aber in aller Kürze muß ich darlegen, was ich in jener Richtung ſuchte. Der Ausgangspunkt meines Strebens war der Begriff des Lebens; in dieſem Begriff aber unterſchied ich deutlich eine niedere und eine höhere Stufe, eine biologiſche und eine noologiſche; dort war das Leben naturgebunden, hier erreichte es eine Selbſtändigkeit und ein Beiſichſelbſtſein, dort entſtand ein Lebensgefüge, das in die Wechſelbeziehungen der einzelnen Elemente aufging, hier führte eine Geſamtmacht und war fähig, ein Reich der Inhalte hervorzubringen; ſo traten das Daſein mit ſeiner Erfahrung und eine Tatwelt ſcharf auseinander, um ſchließlich allerdings irgendwelche Ausgleichung zu finden. Der Menſch aber gewann einen grundverſchiedenen Anblick, je nachdem er ein Stück jener Beziehungswelt blieb oder aber jene Tatwelt als ſeine eigne erlebte und ſich damit über den Stand eines bloßen Atomes zu einem Weltweſen erhob. Eine nähere Entwicklung deſſen forderte eine eigentümliche Stellung

zwiſchen der alten und der neuen Denkart. Die alte Art, wie ſie das Altertum und auch das alte Chriſtentum geiſtig umfaßt, ſetzte eine geſchloſſene und den Menſchen beherrſchende Welt voraus, ſei es einen künſtleriſch verſtandenen Kosmos, ſei es das Reich Gottes und der Kirche mit ſeinen ethiſchen Werten. Dabei hatte den unbedingten Vorrang der Gedanke des Ganzen, er hatte dem Menſchen ſowohl das Ziel als die Kraft des Lebens zuzuführen. Nun kam die große Verſchiebung des Lebensſtandes durch die Neuzeit, vornehmlich durch die Aufklärung. Der Ausgangspunkt und zugleich die Hauptbewegung verlegte ſich damit in den Menſchen und ſein Denken; nun galt es alle Wirklichkeit vom Menſchen aufzubauen und von hier aus dem Leben einen Inhalt zu geben. Alle Lebensgebiete mußten ſich damit neu geſtalten, der Philoſophie aber wurde es zu einer unabweisbaren Aufgabe, eine innere Verbindung zwiſchen dem Menſchen und dem All herzuſtellen und ihm dieſes zum geiſtigen Beſitz zu geben. In dieſer Richtung haben Männer erſten Ranges wie Spinoza und Leibniz gewirkt, und es ſind kühne Gedankengebäude daraus hervorgegangen. Der Weg und das Mittel zur Verbindung mit dem All war dabei die Intelligenz, nur ſie ſchien imſtande, den Menſchen vollauf mit der Welt zu verbinden. Kant aber zeigte die Vorausſetzung dieſer Löſung und erwies mit unerbittlicher Schärfe, daß vom bloßen Menſchen aus nicht über den Menſchen hinauszukommen iſt, und daß wir von der Erſcheinung aus nie ein Reich der Dinge erreichen; zugleich aber glaubte er, von der Moral aus eine Welt der Freiheit aufbauen zu können. Aber einmal war das Reich der Moral zu eng, um den ganzen geiſtigen Beſitz in ſich aufzunehmen, ſodann drohte die Scheidung von theoretiſcher und praktiſcher Vernunft die Einheit der Wirklichkeit aufzuheben. Dieſe unerträgliche Kluft ſuchten die leitenden deutſchen ſpekulativen Denker, vor allem Fichte, Schelling, Hegel, zu überwinden, ſie wollten damit unmittelbar ein Weltſchaffen des Menſchen erreichen; ſie konnten das aber nicht, ohne das Vermögen des Menſchen zu überſchätzen, abſolutes und menſchliches Geiſtesleben als gleichwertig zu behandeln; zugleich faßten ſie den Lebensinhalt zu eng, und würdigten ſie nicht genügend die ungeheuren Verwicklungen des menſchlichen Lebensſtandes; in einem einzigen Zuge ſollte ſich ihnen die ganze Fülle der Wirklichkeit eröffnen und der Menſch ſich zu ſchaffender Größe aus eignem Vermögen erheben. Die Folge dieſer Überſpannung des Menſchen war der Poſitivismus mit ſeiner inneren Ablöſung des Menſchen von der Welt; das aber ergab eine Beſchränkung auf die Wohlfahrt des Menſchen und auf das intellektuelle Vermögen des bloßen Menſchen, eine klägliche Verengung und Erniedrigung war nicht zu vermeiden; der Menſch wird ſich ſelbſt viel zu klein, wenn

er nicht ein Verhältnis zur Welt und eine Weltaufgabe in sich trägt. Wird der Mensch ausschließlich auf sich selbst angewiesen, ob als Einzelner oder als Masse, das macht keinen wesentlichen Unterschied, so bleibt ihm als Ziel des Strebens lediglich sein eignes Befinden und Behagen, das Glück als subjektives Ergehen; so wird er bei allen äußeren Erweiterungen geistig an einen Kerker gebannt; das aber kann einem denkenden und zur vollen Selbstbesinnung geweckten Wesen nun und nimmer genügen.

So sind wir heute in einer sehr unklaren, ja unerträglichen Lage: der Mensch erscheint uns bald zu groß, bald zu klein; wir bedürfen notwendig neuer Möglichkeiten, wir bedürfen einer durchgreifenden Umwälzung, wir bedürfen eines neuen Grundverhältnisses des Menschen zur Welt. Begann die ältere Zeit vom Ganzen der Welt als einer vorhandenen Größe, so entbehrte das Leben einer vollen Freiheit und Ursprünglichkeit; begann aber die Neuzeit von den einzelnen Elementen, und waren Freiheit und Ursprünglichkeit die Hauptanliegen, so gewann das Leben keinen festen Halt und keine volle Wahrheit, so drohte es immer wieder ins Bloßsubjektive und Individuelle zu fallen. So wird es jetzt zu einer unabweisbaren Aufgabe, Freiheit und Wahrheit enger zu verknüpfen und aus Form und Inhalt ein Ganzes zu schaffen. Das aber kann nicht geschehen, wenn nicht der Grundbegriff des Menschen verändert und die Kluft zwischen Mensch und Welt überbrückt wird; das Weltleben aber hat seine festen Bedingungen, und der Mensch muß erst in dieses gehoben werden, er muß verschiedene Stufen durchlaufen, um die Höhe des eigenen Wesens zu erreichen, er wird nicht absoluter Schöpfer, wohl aber ein Mitträger eines schaffenden Lebens; die einzelnen Hauptrichtungen und Lebensgebiete aber, wie Wissenschaft und Kunst, Religion und Staat, sind nicht ein Werk der abgelösten Punkte, sondern sie sind Erweisungen einer überlegenen Gesamtmacht, die unmittelbar zum eignen Leben des Menschen werden kann. Solche Überzeugung mußte auch den Kulturbegriff eigentümlich gestalten, sie ergab auch eine neue Art der Metaphysik, sie war imstande, das Dunkel der Welt vollauf anzuerkennen, aber von einer Tatwelt aus einen Kampf dagegen aufzunehmen.

Doch das läßt sich hier nicht weiter ausführen, hier genügt die Bemerkung, daß ich an dieser Stelle einen festen Punkt zu ergreifen und dem Leben eine deutliche Richtung geben zu können überzeugt war*.

Nach geschehener Befestigung meiner Grundüberzeugung konnte ich frischer und freier in die Welt blicken und das Leben mutiger gestalten. Zehn Jahre waren seit dem Tode meiner Mutter vergangen, als ich die Einsamkeit aufgab und mich verlobte und bald

* Siehe Anhang.

auch heiratete (1882). Ich habe meine Frau, Irene Paſſow, kennengelernt, als ſie mit ihrer Mutter und mit ihrem jüngeren Bruder nach Jena überſiedelte. Eine perſönliche Beziehung ergab ſich zunächſt durch die Bekanntſchaft mit dem Hauſe Seebeck, mit dem das Haus Paſſow verwandt war. Meine Schwiegermutter war als Tochter des hervorragenden Archäologen Ulrichs* in Athen geboren; ihre Mutter, eine prächtige und charaktervolle Frau, hatte ſich nach dem frühen Tod ihres erſten Mannes mit einem Sohn des bekannten Bürgermeiſters Smidt, des Begründers von Bremerhaven, dem Richter Smidt verheiratet; ſo ergaben ſich vielfache Beziehungen zu angeſehenen Bremer Familien, auch der bekannte Staatsmann, Schriftſteller und Überſetzer Otto Gildemeiſter gehörte dieſem Kreiſe an. Die Mutter meiner Frau war eine ſehr geiſtvolle und unermüdlich tätige Frau; ſie hatte ihren Mann, den Gymnaſialdirektor Paſſow, früh verloren; nach Bremen überſiedelt, hat ſie ſich namentlich ſchriftſtelleriſch betätigt, im beſonderen viel für die Weſer-Zeitung gewandt und feſſelnd geſchrieben; ſie iſt dann im Intereſſe der Geſundheit ihres jüngeren Sohnes nach Jena gezogen und hat das dortige geiſtige Leben voll geteilt, weiter aber eine ſehr geſchätzte Wirkſamkeit für Wohltätigkeit und Kinderheime entfaltet. Obwohl ſie eine eigene Wohnung hatte, nahm ſie tagtäglich an dem Ergehen unſeres Hauſes regen Teil, und ſie hob das Leben unſeres Kreiſes in herzlicher und liebenswürdiger Weiſe. Meine Frau aber war nicht fachgelehrt, ſie gehörte nicht zu den gelehrten Frauen, aber ſie war voll geiſtiger Intereſſen und von einer ausgeprägten künſtleriſchen Begabung; mit dieſen verband ſie ein großes praktiſches und organiſatoriſches Geſchick. Das war nicht nur für mein Leben, ſondern auch für mein philoſophiſches Denken ein großer Gewinn: es gewann dadurch mehr Anſchaulichkeit und mehr Friſche. Wir ſind dann bald nach einer hochgelegenen Villa gezogen, die namentlich in früherer Zeit, bevor die wachſende Fabriktätigkeit das Leben einengte, eine ländliche Stille ſowie einen herrlichen Blick auf Jena und auf das Saaletal gewährte. Später erwies es ſich als großer Vorzug, daß unſere heranwachſenden Kinder ſich in voller Freiheit bewegen und doch zugleich die Güter der nahen Stadt genießen konnten. Auch haben wir in der Villa Zeine, wie ſie damals hieß, manche fröhliche, dabei einfache Geſellſchaft gegeben, im beſonderen auch manche Studenten aus verſchiedenen Gegenden und Ländern bei uns geſehen, die oft mit Freude und Dankbarkeit des Zuſammenſeins gedachten. Es herrſchte dort eine wohltuende und liebenswürdige Stimmung, gelegentlich wurden auch Geſellſchaften künſtleriſcher Art veranſtaltet.

---

* Siehe Anhang.

Die Durchbildung meiner Überzeugungen.

Für mich galt es nun die Grundgedanken durchzuarbeiten und auszuführen, die ich als für mein Streben entscheidend betrachtete. Mehrere Jahre habe ich in angestrengter Arbeit die Grundlagen meiner philosophischen Denkweise niederzulegen versucht. Im Jahre 1885 erschienen die „Prolegomena“* und als Hauptwerk 1888: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit“. In jenen „Prolegomena“ suchte ich ein Gesamtbild zu entwickeln, das aus der Tiefe menschlichen Wesens alle Mannigfaltigkeit des Daseins umfassen sollte. Ich schied dabei deutlich ein Naturgeschehen des Geistes von einem existenten Leben, sowie eine geistige Realität von einer seelischen Existenz.

Es schien mir verfehlt, sei es zu Anfang, sei es im Ergebnis, von vornherein einen besonderen Punkt festzulegen und daran alles andere zu hängen; verfehlt, vor dem tatsächlichen Geschehen Bedingungen, Formen, Maße endgültig festzulegen. So erstrebte ich einen geistigen Positivismus, dem die Tat mit ihrer eigenen Wirklichkeit auch über die Wirklichkeit der Voraussetzungen und Bedingungen entschied.

Einen Ausgangspunkt fand ich in dem, was ich „Arbeitswelt“ benannte; es galt dabei, durch ein Verfahren der Reduktion die scheinbar festen und starren Gebilde in lebendiges Tun aufzulösen und alles Besondere als Bezeugung eines Ganzen zu verstehen; es galt, ein Prinzipielles, das in der greifbaren Leistung verschlossen, ja begraben war, zu erwecken und zu befreien. Wichtig war mir dabei der Begriff des „Syntagma“ als eines auf geschichtlichem Boden aufsteigenden Gesamtgeschehens eigentümlicher Art; diese Syntagmen sollten von der Arbeitswelt geprüft und es sollte dadurch eine immanente Realkritik des Geschehens gewonnen werden.

Die „Einheit des Geisteslebens“ sollte diese Grundüberzeugungen weiter ausführen; auch sie begann mit der Gesamtarbeit der Menschheit, wie sie in der Geschichte verkörpert wird. Das Werk versetzte unmittelbar in die Lebenssysteme der Gegenwart, es prüfte mit seinen Methoden sowohl das System des Naturalismus als das des Intellektualismus; die positiven Leistungen wurden vollauf anerkannt, dann aber eine immanente Kritik unternommen, bei der sich als beiden Systemen gemeinsam die Leugnung der Ursprünglichkeit und Selbstwertigkeit des seelischen Innenlebens ergab. Eine positive Leistung wurde dann durch die Entwerfung eines Lebenssystems einer Personalwelt unternommen, und es wurde die Behauptung durchgeführt, daß alle Lebenssysteme sich auf dem Grunde

* Siehe Anhang.

einer Perſonalwelt entwickeln müſſen und nur in Verbindung mit ihr einen geiſtigen Gehalt erlangen; es wurde damit ein Kulturſyſtem des univerſalen Selbſtlebens erſtrebt. Abſchließend wurden als die Grundfehler des Naturalismus und des Intellektualismus folgende angeführt: der Naturalismus irrt darin, daß ihm das, was die Natur im Erlebtwerden vom Geiſte wird und leiſtet, als aus ihren eigenen Kräften hervorgebracht gilt, und daß damit bloße Bedingungen des Geſchehens für ſeine ſchaffenden Gründe ausgegeben werden. Der Intellektualismus aber irrt darin, daß er den Geiſtes- und den Gedankengehalt gleichſetzt und die Denkoperationen nicht als die Form, ſondern als den Kern der Wirklichkeit behandelt.

Gegen die nähere Geſtaltung beider Bücher war manches einzuwenden. Zunächſt bin ich in dem Streben, die Darſtellung lebendig und anſchaulich zu geſtalten, nicht ſelten ins Gekünſtelte und Gezierte verfallen; ich wollte etwas unmittelbar erzwingen, was ſich nur durch eigene Erfahrung und Weiterarbeit erreichen läßt; vor allem aber war der Inhalt vielfach noch nicht zur nötigen Klarheit und Geſchloſſenheit durchgearbeitet. Immerhin war das Streben nicht wertlos, und es hat mich ſelbſt weitergeführt. Die Aufnahme meines Werkes war recht kühl. Ich muß mit Dank anerkennen, daß ein hervorragender Forſcher wie Profeſſor Natorp es eingehend würdigte, und daß der viel zu früh verſtorbene vortreffliche Seydel in Leipzig mit großer Wärme auf die Bedeutung meines Strebens hinwies. Aber das waren einzelne Stimmen.

Ein Gegenſtück und eine Ergänzung jenes ſyſtematiſchen Werkes bildeten „Die Lebensanſchauungen der großen Denker" (1890). Dieſen Gegenſtand hatte ich ſchon in Baſel als eine Vorleſung behandelt und dafür ſofort viel Teilnahme gefunden. Es wurde dabei verſucht, die Gedankenwelten der großen Denker von innen aus zu beleben und die hier gebotene Geſtaltung des Menſchenlebens anſchaulich darzuſtellen. Das Werk forderte eine gründliche Forſchung, aber dieſe Forſchung mußte im Hintergrunde bleiben, um die Hauptſache nicht zu ſchädigen; der Schneider ſollte nach dem Ausdrucke Leibniz' „die Nähte nicht ſehen laſſen". Auch dies Buch blieb anfänglich unbeachtet. Ein lebhafteres Intereſſe hat es zuerſt in Wien gefunden. Dann aber ging es raſch vorwärts, dem Erſcheinen der 2. Auflage (1896) folgte raſch Auflage über Auflage, und augenblicklich iſt die 15. und 16. Auflage im Druck. Natürlich war ich eifrig bemüht, das Werk ſowohl in der Form als im Inhalt weiter und weiter zu verbeſſern und alle Schwächen, welche meiner Darſtellung anhingen, möglichſt zu heben. Das Buch iſt jetzt in eine große Anzahl fremder Sprachen überſetzt.

Eine Gelegenheitsſchrift war die Seebeck gewidmete Schrift über „Bilder und Gleichniſſe in der Philoſophie“ (1880). Es ſchien mir nicht unwichtig, dieſes Problem näher zu erörtern und dabei das Wirken der Phantaſie auf die Gedankenentwicklung zu verfolgen. Ich habe ſpäter eine beſondere Abhandlung über die Bilder und Gleichniſſe bei Kant geſchrieben, und es iſt mir eine beſondere Freude, daß noch in jüngſter Zeit dieſes Problem von juriſtiſcher Seite durch meinen hochgeſchätzten Kollegen Fiſcher in ſeiner Bedeutung für das Recht anerkannt und vollauf gewürdigt iſt. Sodann verfaßte ich 1886 die Schrift „Beiträge zur Geſchichte der neueren Philoſophie“; ſie ſollte ſich namentlich darum bemühen, die Bedeutung der älteren deutſchen Denker ins Licht zu ſtellen, da dieſe oft nicht genügend anerkannt werden. Im beſonderen war es mir wertvoll, den großen Naturforſcher Kepler auch als einen bedeutenden Philoſophen zu zeigen. Auch das möchte ich nicht unerwähnt laſſen, daß ich an der Feſtſchrift zum 50jährigen Doktor-Jubiläum des ſehr verehrten Eduard Zeller beteiligt war; ich habe dort über die Würdigung Comte's und des Poſitivismus geſchrieben. Auch bei dieſem Gegenſtand forderte ich eine Berufung von dem Bilde des Bewußtſeins, wie es vorwiegend durch die Endergebniſſe, nicht durch die lebendigen Kräfte beſtimmt wird, an die ſchaffende und fortwirkende Tat der Menſchheit; ich forderte einen Poſitivismus, der die ganze Wirklichkeit umſpannen, den Geiſt und die Geſchichte aufnehmen, durchgängig die lebendigen Kräfte vor den Ergebniſſen würdigen möchte. So war auch über die Hauptſchriften hinaus jener Zeitabſchnitt für mich nicht unfruchtbar.

Inzwiſchen waren große Wandlungen im ſtaatlichen und im literariſchen Leben eingetreten. Der alte Kaiſer war nach ruhmreicher und ſelbſtloſer Regierung geſtorben; daß ſein Sohn, Kaiſer Friedrich, nach erſchütterndem Krankenlager ihm ſo bald folgte, war für unſer Haus ein beſonderer Schmerz. Denn der Vater meiner Frau, Arnold Paſſow, war zuſammen mit dem Kronprinzen wiſſenſchaftlich erzogen worden und es war daraus ein dauerndes Freundſchaftsverhältnis entſtanden; auch bei unſerer Hochzeit erwies jener Prinz ſeine freundſchaftliche Teilnahme. Als ich ihm als Prorektor bei einem Weimariſchen Feſt begegnete, kam er ſofort zu mir und bat mich, nach der Tafel zu ihm zu kommen; wir haben uns dann längere Zeit unterhalten, und die Art, wie er über den verſtorbenen Freund ſprach, zeigte die innigſte Teilnahme und Herzlichkeit; er war ſo ergriffen von der Erinnerung an ſeinen Freund, daß mir ſpäter wohl der Gedanke aufſtieg, er ſelbſt habe ſchon damals die ihm drohende Gefahr gefühlt. Nun war die Herrſchaft an Wilhelm II. gekommen, und es konnte damals niemand vorausſehen, daß dieſer ſo bald ſich von dem großen Staatsmann trennen und eigenwillig eigne Wege wagen werde.

In jene Zeit fiel auch ein Umſchwung im literariſchen Leben: der geiſtloſe und oberflächliche Poſitivismus hatte ſeine Rolle ausgeſpielt, eine ſtärkere Wendung der Zeit zum Subjekt war augenſcheinlich. Hatte der Realismus ſeine Welt von den Gegenſtänden um uns her aufgebaut, ſo hielt ſich der Subjektivismus ganz an die Zuſtändlichkeit der Seele, an das freiſchwebende Gefühl. Das ergab ein völlig entgegengeſetztes Leben: dort eine Bewegung von außen nach innen, hier von innen nach außen, dort die greifbare Leiſtung, hier die unfaßbare Stimmung, dort mehr Feſtigkeit, hier mehr Flüſſigkeit, dort ein Arbeiten für die Geſellſchaft, hier ein Sorgen für das Befinden des Einzelnen, dort eine Abſchleifung der Unterſchiede, hier eine Hervorkehrung des Eigentümlichen, dort eine Einfügung in die Kette der Zeiten, hier eine Ergreifung des unmittelbaren Augenblicks, dort eine wiſſenſchaftliche, techniſche und ſoziale, hier eine äſthetiſche und individuelle Kultur, ein Überwiegen des künſtleriſchen und literariſchen Schaffens. Dieſes Schaffen, deſſen bedeutendſter Ausdruck Nietzſche war, war mir in manchen Stücken ſympathiſch, aber es widerſprach meinem metaphyſiſchen und religionsphiloſophiſchen Streben; die fieberhafte Aufregung des Subjekts ſchien mir dem Leben keine genügende Tiefe zu geben und es zu wenig auf ſeine Selbſttätigkeit zu ſtellen. Nietzſche ſelbſt hat die Schranken jenes Subjektivismus vielfach überſchritten, und er iſt trotz der Ablehnung aller Metaphyſik zum Metaphyſiker der freiſchwebenden Stimmung geworden.

Nach Veröffentlichung jener Schriften durfte ich erwarten, auch in der Gelehrtenwelt mehr Beachtung zu finden, um ſo mehr, da meine akademiſchen Vorleſungen fortwährend zahlreiche Hörer und Schüler fanden. Tatſächlich iſt damals die deutſche Gelehrtenwelt an meinen Beſtrebungen mit voller Gleichgültigkeit vorbeigegangen, und es war unverkennbar, daß die akademiſchen Kreiſe meine Tätigkeit als für die Wiſſenſchaft wertlos betrachteten. In jener Zeit waren zahlreiche Verſchiebungen in den Univerſitäten eingetreten, aber ich habe nie eine Berufung an eine große Univerſität erhalten. Es dauerte lange, bis überhaupt eine weitere Berufung an mich kam. Im Jahre 1896 habe ich einen liebenswürdigen Ruf nach Freiburg durch die badiſche Regierung erhalten, aber ich konnte trotz der Reize jenes Ortes mich nicht entſchließen, Jena zu verlaſſen, in das ich mich eingelebt hatte, wo meine Kinder prächtig gediehen, wo ich auch bei den Studenten eine ſchöne Wirkſamkeit fand. — Willkommene Unterbrechungen brachten uns zwei Reiſen nach Italien, die erſte 1890 nach Venedig und Florenz, das wir beide beſonders lieben, die zweite nach Rom, das unvergeßliche Eindrücke und bleibende Anregungen gab; es fehlt dem Leben etwas, das keine Fühlung mit Rom gewinnt.

Weiterer Ausbau.

Meine wissenschaftliche Arbeit mußte sich nun darauf richten, die gewonnenen Grundlagen näher auszubauen; dies sollte zunächst in einem Buch „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" geschehen. Ich empfand, über die Religion hinaus, stark die Unwahrhaftigkeit des gegenwärtigen Lebens, das den Schein einer Geistigkeit trug, in Wahrheit aber an erster Stelle von materiellen Zielen beherrscht wurde. Die von mir dargebotenen Untersuchungen mußten dem konventionellen und offiziellen Idealismus schroff widersprechen, denn sie behandelten viel zu sehr die Probleme als im Fluß, und sie verlangten viel zu eingreifende Umwandlungen, um denjenigen zu gefallen, denen alles fest und fertig dünkte. Jene Schrift enthielt einen einfachen Aufbau. Sie bot in einem aufsteigenden Teil drei Stufen der Bewegung: den Kampf um eine Selbständigkeit des Geisteslebens, den Kampf um einen Charakter des Geisteslebens, den Kampf um eine Weltmacht des Geisteslebens. Der absteigende Teil gab ein Gesamtbild im Verhältnis zur Zeit, er behandelte dann die einzelnen Hauptgebiete. Durch das Ganze ging die Forderung, das zur Aufrechterhaltung des geistigen Lebensprozesses Notwendige deutlich herauszuarbeiten. Das Buch (1896) hat zunächst einen begrenzten Kreis von Freunden gefunden, aber diesen ist es nach ihren Mitteilungen ein Halt und eine Freude gewesen; dann ist es immer mehr auch zu anderen Kreisen vorgedrungen; ich hoffe, in der bevorstehenden vierten Auflage noch kräftiger auf die Zeit wirken zu können. Es war und es ist mir völlig klar, daß nur die Erringung eines geistigen Lebensinhaltes die Menschheit vor einem inneren Zerfall behüten kann: sie muß entweder steigen oder sinken, ein Beharren beim gegenwärtigen Stande ist unmöglich.

Dann aber war mein Hauptaugenmerk auf das Problem der Religion gerichtet, das mich ja von frühester Jugendzeit an beschäftigte. Es war die starke Empfindung der Unwahrhaftigkeit der gegenwärtigen Lage der Religion, welche mich zu dem Titel „Der Wahrheitsgehalt der Religion" wie zu einer Selbstverständlichkeit zwang. Es galt, den unvergänglichen Kern der Religion von dem zeitlichen Gewande zu befreien und ihn in möglichster Ursprünglichkeit herauszustellen. Diese Umwandlung mußte dabei weit tiefer gehen, als gewöhnlich gefordert wird, auch eine klare Auseinandersetzung mit dem geschichtlichen Christentum war unumgänglich; ich möchte meinen, daß keine meiner Schriften mehr aus meinem eignen Leben hervorgegangen ist; eine eigentliche

Religionsphiloſophie* zu liefern, lag mir dabei fern, mir lag alles an einer Konzentration auf die entſcheidenden Hauptpunkte.

Das Erſcheinen dieſes Buches (1901) hat meine Stellung zur Umgebung weſentlich verändert und gehoben, ich durfte nun zu den Herzen und Geſinnungen vieler ernſter Menſchen ſprechen, und die Teilnahmloſigkeit der gelehrten Kreiſe konnte mir gleichgültig ſein. Das Buch hat von Anfang an manche warme, ja begeiſterte Freunde gefunden. Es war unter anderen der Graf Rehna, der zeitweilig zur Regierung des Großherzogtums Baden berufen ſchien, der ſich ſehr warm und herzlich über den Eindruck äußerte, den jenes Buch auf ihn machte. Wiſſenſchaftlich war es beſonders Profeſſor Norſtröm in Gothenburg, der in der dortigen Handelszeitung mehrere zuſammenhängende Artikel über das Buch ſchrieb und von ihm eine eingreifende Förderung des religiöſen Problems erhoffte.** Auch das erfuhr ich, daß der König Oskar ſich eingehend mit dem Werk und überhaupt mit meinen Beſtrebungen beſchäftigte.

Auch in freieren katholiſchen Kreiſen fand ich viele Sympathie. Es war für mich ein großer Gewinn, in Baron Friedrich von Hügel in London einen dauernden Freund zu finden. Er hat mich wiederholt in Jena beſucht, das lebhafteſte Intereſſe für meine Schriften bewieſen und ſpäter mir und den Meinigen eine ſehr liebenswürdige Aufnahme in London bereitet. Hügel wollte bei aller Weite und Freiheit ſeines Geiſtes in keiner Weiſe mit der katholiſchen Kirche brechen, aber er hatte den vollſten Sinn für alles Schaffende und Vertiefende, meine überkonfeſſionelle Behandlung der Religion war ihm durchaus ſympathiſch. Ähnlich dachten auch andere katholiſche Kreiſe in Deutſchland, in Frankreich, in Italien***.

Dieſe Bewegungen und Beſtrebungen überſchritten Deutſchland, aber ich muß anerkennen, daß ich auch hier manche Zeichen der Schätzung fand. So habe ich im Jahre 1900 die Jahrhundertfeier für die Jenaiſche Univerſität gehalten und in demſelben Jahre auch die Goetherede. Es iſt charakteriſtiſch für den verſtorbenen Großherzog Carl Alexander, daß er den beſonderen Wunſch hatte, die Goetherede jenes Jahres möchte von einem Mitglied der Univerſität Jena gehalten werden; ſo wurde ich dazu erkoren.

---

* Siehe Anhang.

** Mit Norſtröm bin ich bald in ein ſehr herzliches Freundſchaftsverhältnis gekommen, das bis zu ſeinem Tode ununterbrochen fortbeſtand. Die von der Deutſch-ſchwediſchen Vereinigung ſeit Juli 1920 herausgegebene Vierteljahrsſchrift „Deutſch-Schwediſche Blätter" bringt in ihrem zweiten Heft (Oktober 1920) einen gehaltvollen Aufſatz des Hauptmanns Liljedahl über dieſes ſchöne Freundſchaftsverhältnis unter der Überſchrift „Norſtröm und Eucken".

*** Siehe Anhang.

Wichtiger war für mein Leben der Gewinn eines engen Verhältnisses zu dem Volksschullehrerstande, wie es sich von Jena aus entwickelt hat. Die Bedeutung dieses Lehrerstandes für die Bildung unseres Volkes stand mir außer allem Zweifel, es war hier ein eifriges Bildungsstreben unverkennbar, eine Sehnsucht zugleich nach mehr Freiheit und nach mehr Lebensgehalt. Das Erziehungswerk ist in unserem Leben viel zu selbständig geworden, um sich der Kirche, ja auch der Religion unbedingt unterzuordnen; die geistige Erhöhung des ganzen Menschen muß das Hauptziel sein. Die akademischen Kreise aber konnten keine schönere Aufgabe finden, als dieses Streben zu fördern und in die richtigen Bahnen zu leiten. So habe auch ich es getan. Zuerst kamen die Lehrer nach Jena zu besonderen Kursen, sodann aber dehnte die Sache sich über ganz Thüringen aus. Es wurde so eingerichtet, daß der Dozent jedesmal zwei Stunden sprach, und daß diese Stunden einen zusammenhängenden Gegenstand kulturgeschichtlicher, ethischer, religionsgeschichtlicher, überhaupt philosophischer Art behandelten. Diese Vorlesungen wurden durch eine Reihe von Wochen fortgesetzt; auch das machte sie den üblichen vereinzelten Vorlesungen für das sogenannte gebildete Publikum überlegen, daß sie den gemeinsamen Interessen eines tüchtigen und aufstrebenden Standes genau entsprechen konnten. Diese Fahrten, welche ich namentlich mit Beginn des Jahrhunderts antrat, boten mir selbst viel Anregung und Freude. Die Bewegung begann von Gotha aus, sie hat sich dann durch ganz Thüringen verbreitet. Ich habe wohl zwölf verschiedene Orte besucht und an mehreren Orten wie in Gotha, Arnstadt, Erfurt, Schmalkalden, Naumburg wiederholt gesprochen. Dadurch habe ich das Thüringer Land und auch die Thüringer Menschen besonders gut kennen gelernt, und ich habe in diesen Kreisen manche anregenden und frohen Stunden verbracht. Daß die Fahrten bisweilen etwas anstrengend waren, hat diese Freude keineswegs vermindert; auf meine Gesundheit konnte und kann ich mich vollauf verlassen.

Weiter aber habe ich auch außerhalb Thüringens verschiedene Vortragszyklen gehalten, so namentlich in Bremen, wo mich der Lehrerverein dazu einlud, so auch in Hamburg, wo die Oberschulbehörde die Sache leitete. Für mich war es ein großer Gewinn, daß ich dadurch eine engere Beziehung zu aufstrebenden Bevölkerungsklassen gewann und zugleich meine Darstellung vom bloß Schulmäßigen befreien konnte; als höchstes Ziel mußte mir dabei vorschweben, in dieser zerrissenen und unsicheren Zeit unserem Volk ein geistiger Führer und Berater zu werden; mir selbst aber gewann damit das Leben mehr Weite und Freiheit.

Inzwischen gingen aber auch die wissenschaftlichen Arbeiten eifrig weiter; es erschienen 1903 die „Gesammelte Aufsätze zur Philo-

ſophie und Lebensanſchauung", 1907 die „Grundlinien einer neuen Lebensanſchauung" ſowie eine Schrift über die „Hauptprobleme der Religionsphiloſophie der Gegenwart", welche eine 5. Auflage erlebte, 1908 die Schrift über den „Sinn und Wert des Lebens", die jetzt in 7. Auflage vorliegt, ſowie eine „Einführung in eine Philoſophie des Geiſteslebens", die jetzt den einfacheren Titel „Einführung in die Philoſophie" trägt. So hat mein Wirken für weitere Kreiſe meine eigene philoſophiſche Tätigkeit nicht gehemmt.

Auch fehlte es jetzt nicht an wiſſenſchaftlichen Anerkennungen: 1903 verlieh die theologiſche Fakultät Gießen mir in einem ſehr gütigen Diplom, das an Melanchthon anknüpfte, den theologiſchen Ehrendoktor, und 1904 erhielt ich einen ehrenvollen und vorteilhaften Ruf nach Tübingen als Nachfolger des ausgezeichneten Philoſophen Sigwart. Zur näheren Orientierung reiſte ich mit meiner Frau nach Tübingen; ich erhielt von Stadt und Land, auch von der dortigen Regierung, ſo viele wohltuende Eindrücke und es eröffnete ſich mir dort ein ſo zuſagender Wirkungskreis, daß ich nahe daran war, Jena zu verlaſſen, ja ich habe in einem Augenblick ſchon meine Zuſtimmung erklärt gehabt. Schließlich aber konnte ich mich doch nicht von Jena trennen, obwohl Jena mir weit beſcheidenere Lebensbedingungen bot.

Erweiterung meines Wirkens über Deutschland hinaus.

Daß ich im Auslande verhältnismäßig mehr Anerkennung fand als in Deutschland, das hatte einen guten Grund. Ich habe mich stets als einen guten Deutschen gefühlt, und ich habe auch im Auslande dem Recht der deutschen Sprache nicht das mindeste vergeben, aber mein Hauptproblem war übernational, es erstreckte sich über alle Völker und Kulturkreise. Es galt, das gegenwärtige Leben von einer starken Unwahrhaftigkeit zu befreien, an der es leidet, und eine innere Erhöhung, ja Umwälzung des menschlichen Lebensstandes zu fördern; dafür aber fand ich mehr Wärme und mehr Unbefangenheit bei verschiedenen auswärtigen Völkern als in Deutschland.

Wohl die intimsten Beziehungen habe ich zuerst zu Finnland gewonnen. Es waren zunächst zwei jüngere Gelehrte, Castren und Boldt, mit denen ich in eine engere Beziehung trat, und die mich bald durch ihre Tüchtigkeit und ihre geistige Energie lebhaft anzogen. Sie haben auch bald ein Interesse für meine Gedankenwelt bekundet und in größeren Artikeln niedergelegt. Dann aber kam ein besonderer Anlaß, für Finnland einzutreten. Das Land war vom Zarismus schwer unterdrückt; Freunde von Finnland hatten die Hoffnung, durch Vorstellungen an den russischen Kaiser auf Milderung des Druckes zu wirken. Für diese Sache habe auch ich mit einem kleinen Kreis aus verschiedenen Ländern eifrig gewirkt; die deutsche Adresse ist von Jena ausgegangen. Die Sache hatte keinen äußeren Erfolg; die Überreichung jener von den ersten Gelehrten und Künstlern aller Kulturvölker unterschriebenen Adresse wurde verweigert; aber zur inneren Stärkung des Landes hat sie unverkennbar gewirkt; nichts ist trauriger, als wenn ein zweifelloses Unrecht die übrige Menschheit gleichgültig findet. Seitdem bin ich in dauernder Beziehung mit Finnland geblieben, und ich habe in der deutschen Presse vielfach zur Förderung Finnlands geschrieben. Von Finnland habe ich im Jahre 1909 auch eine liebenswürdige Einladung des Senats zur Abhaltung einer Anzahl von Vorträgen erhalten, der ich aber damals beim besten Willen nicht folgen konnte. — Weitere wissenschaftliche Einladungen erhielt ich

ſodann 1903 von Holland durch die dortigen Studenten; ſie wollten mich gern über religionsphiloſophiſche Probleme hören; ſo habe ich damals in Utrecht, Amſterdam und Leiden geſprochen, dort wohltuende Eindrücke empfangen und bleibende freundſchaftliche Beziehungen gewonnen.

Der Nobelpreis.

Nun kam das Jahr 1908, deſſen Verlauf mir die Zuerkennung des literariſchen Nobelpreiſes brachte. Die Möglichkeit dieſer Sache war wohl hier und da von ſchwediſchen Freunden angeregt, aber ſie erſchien ſo unſicher, daß ich zunächſt mich nicht damit zu beſchäftigen hatte. Sicherer ſchien damals eine Berufung nach den ſchottiſchen Univerſitäten, wo ich religiös-philoſophiſche Vorleſungen halten ſollte; dieſe Sache hat ſich aber ſpäter zerſchlagen. Als ich 1908 zu kurzem Aufenthalt zum Philoſophen-Kongreß nach Heidelberg kam, war ich ſelbſt überraſcht, wie viel und herzliche Teilnahme meine Beſtrebungen in außerdeutſchen Kreiſen fanden. Beſonders liebenswürdig zeigten ſich die Franzoſen. Es war deutlich, daß ich durch die Überſetzungen meiner Bücher in fremde Sprachen ſchon ein Publikum gewonnen und mir eine Unabhängigkeit vom deutſchen gelehrten Publikum errungen hatte. Um jene Zeit wurde ich auch von der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften zum auswärtigen Mitglied ernannt; ſodann wurde ich auf Anregung des jetzigen Erzbiſchofs Söderblom als Erſter zur Abhaltung von Vorleſungen für die Olaus Petri-Stiftung* in Upſala berufen. Schließlich kam am 14. November die Mitteilung der Verleihung des Nobelpreiſes**. Wenn ich dabei einzelner Perſönlichkeiten dankbar zu gedenken habe, ſo iſt es an erſter Stelle mein unvergeßlicher Freund Norſtröm, dann aber auch die Herren Hjärne, der erſte Hiſtoriker Schwedens, und Retzius, der ausgezeichnete Naturforſcher, der mit gründlichſter Forſchung eine tiefe Welt- und Lebensanſchauung verband.

Es kamen dann eine Reihe glänzender Feſtlichkeiten, welche die Teilnehmer auf die Höhe des Lebens führten; bei einem dieſer Feſte ſprach der jetzige König eingehend mit mir über das lebhafte Intereſſe, das ſein Vater, der König Oskar, meiner Philoſophie, im beſonderen meiner Religionsphiloſophie, gewidmet habe; dieſer hat manche Aufzeichnungen darüber hinterlaſſen, die ſich aber fremden Augen entziehen.

---

* Olaus Petri hat die Lutherſche Lehre in Schweden zum Siege geführt.

** Siehe Anhang.

Bemerkenswert war, daß die Zuerkennung jenes Preises faſt mehr Zuſtimmung in der franzöſiſchen Preſſe als in der deutſchen fand. Ohne Zweifel waren manche von meinen Landsleuten erſtaunt, mich unter jenen Preisträgern zu finden. Von mancher privaten Seite wurde mir aber viel herzliche Geſinnung erwieſen. So gedenke ich mit dankbarer Wehmut der herzlichen Worte, die Ernſt von Wildenbruch bei dieſem Anlaß an mich richtete; er ſelbſt wäre beſonders geeignet und berufen geweſen, jenen Preis zu empfangen, aber ſeine große Seele war frei von jedem Neid.

England.

Nach Zuerteilung jenes Preiſes häuften ſich ſowohl die Überſetzungen als auch die Einladungen ins Ausland. Meine wiſſenſchaftliche Arbeit aber ging ununterbrochen fort; ich habe in dieſen Jahren neben kleineren Sachen und neuen Auflagen zunächſt die Schrift „Können wir noch Chriſten ſein?“ (1911) veröffentlicht. Es war mir eine innere Notwendigkeit, an dieſem Punkte meine Überzeugung klar und kräftig auszuſprechen. Der Erfolg dieſer Schrift hat mich enttäuſcht. Gewiß habe ich nicht den rechten Ton getroffen, um die Frage anſchaulich und eindringlich zu machen; vorausſichtlich werde ich aber ſpäter auf das Problem zurückkommen. 1912 brachte die Schrift „Erkennen und Leben“; ſie ſollte ein größeres Werk über Erkenntnislehre und Lebensgeſtaltung einleiten. Sie war von vornherein als ein Stück eines größeren Werkes gedacht, das ſchließlich unter dem Titel „Menſch und Welt“ zuerſt 1918, dann in zweiter Auflage 1920 erſchienen iſt; der Krieg hat die Fortführung dieſer Probleme arg verzögert, aber an der Hauptſache habe ich auch den ganzen Krieg hindurch gearbeitet.

Von den Einladungen war mir zunächſt die wichtigſte die, welche 1911 von England an mich kam. Nächſt dem ſkandinaviſchen Norden, dem ich mich beſonders verwandt fühlte, hatte ich beſonders viele ſachliche und perſönliche Beziehungen zu England, und es ſchien mir wichtig, dieſe weiter zu entwickeln. Engliſche und deutſche Art ſchienen zu gegenſeitiger Ergänzung berufen.*

---

* In der Schrift „Erkennen und Leben“ S. 72 ff. habe ich dies Problem weiter ausgeführt. Als die Stärke des Deutſchen erſcheint die Entwerfung von Weltgedanken und die Weite des geiſtigen Horizontes, auch das Vermögen, ſyſtematiſch und methodiſch zu wirken; er kann danach ſtreben, den Menſchen über alle Umgebung hinauszuheben und die ganze Unendlichkeit in ſeiner Seele zu beleben; auch ſeine wiſſenſchaftliche und techniſche Arbeit kann es mit der aller Völker aufnehmen. Aber der Deutſche verbleibt leicht bei grübelnder Reflexion, auch

Von meiner Studienzeit her bin ich mit einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten Englands in Briefwechsel geblieben. Übersetzungen meiner Bücher ins Englische verstärkten diese Beziehungen. Eine eigentliche Einladung erfolgte zunächst von den Unitariern. Schon zweimal und vor dem Nobelpreis hatten diese mich freundlich aufgefordert, die Essex Hall Lecture zu halten. Ich sollte dort aber nach dortiger Sitte englisch sprechen; dazu konnte ich mich nicht entschließen, obwohl ich des Englischen leidlich mächtig war. 1911 aber erhielt ich eine sehr herzliche Bitte, meine Vorträge ruhig in deutscher Sprache zu halten. Der Vortrag und auch eine Rede in einer englischen Kirche wurden sehr gut besucht und freundlich aufgenommen, auch die leitenden Blätter, wie z. B. die „Times", brachten eingehende Berichte darüber*. Auch die daran sich schließenden Tage in London und Oxford waren genußreich und anregend. Wir genossen dort durchgängig die liebenswürdigste Gastfreundschaft. Es war charakteristisch, daß der Lordmayor von London im Rückblick auf das vergangene Jahr den

---

neigt er stark zu einer Überschätzung bloßer Fachgelehrsamkeit; so kann ihm das Wissen ratlos über den Wassern schweben und den Weg zur Lebenserhöhung nicht finden; dazu kommt bei jener intellektualistischen Art leicht ein Eigensinn der Individuen, die vor allem darauf bedacht sind, etwas Besonderes zu sein und als etwas Besonderes zu gelten, eine Abneigung, sich gemeinsamen Zwecken zu fügen.

Die Stärke des Engländers dagegen liegt in der Gestaltung des praktischen Lebens, in dem offenen Sinn für die Eindrücke der Erfahrung, in dem Geschick, die jeweilige Lage zu erfassen und zu verwerten, besonders aber in dem Aufbau des gesellschaftlichen Lebens, dessen wissenschaftliches Durchdringen unmittelbar in fruchtbare Tätigkeit übergeht. Auf diesem Boden vermögen die Individuen sich in Freiheit zusammenzufinden und die individuelle Neigung gemeinsamen Zwecken unterzuordnen; solche Vereinigung erzeugt weit mehr Kraft in der sichtbaren Welt und Sicherheit, sie zu beherrschen. Aber auch diese Art hat ihre Gefahren: Jener Zusammenschluß kann leicht der vollen Entwicklung der individuellen Art schaden und Gleichförmigkeit erzeugen; auch wird hier nicht genügend gewürdigt, daß das Weltproblem nicht erst nachträglich zum Leben hinzukommt, sondern daß es von vornherein zu ihm gehört und seinen geistigen Charakter bilden hilft. Die volle Ursprünglichkeit und die Weite des Geisteslebens kann durch jene Sorge um den Stand der Gesellschaft Schaden leiden, und es läge ein Verfallen in den Utilitarismus nahe, wenn nicht eine starke, auch in der sozialen Ordnung fest verankerte religiöse Überzeugung dem widerstände und dem Leben und Streben der Gesellschaft den Hintergrund einer ewigen und selbstwertigen Ordnung gäbe. — Diese Gegensätze sind im Kriege noch stärker hervorgetreten.

* Einen eingehenden Bericht über mein Auftreten in London brachte die Christian World vom 8. Juni 1911; die „Christliche Welt" vom 11. Januar 1912 hat die Grundgedanken ins Deutsche übertragen unter dem Titel „Eucken in England".

Beſuch von Harnack und mir als ein gutes Zeichen für das Verhältnis der beiden Nationen begrüßte. Merkwürdig war es, daß ich mich auf religiöſem und religionsgeſchichtlichem Gebiet oft mit den Engländern beſſer verſtändigte, als mit vielen Deutſchen; es war und iſt der unglückſelige Intellektualismus, der manche Deutſche an einer unbefangenen Würdigung der Lebensprobleme und Lebenstiefen hindert.

Amerika.

Amerika hat mich von früher Jugend an ſehr angezogen und beſchäftigt. Namentlich intereſſierte mich das dortige Deutſchtum, und ich habe ſchon in meinen Kinderjahren deutſchamerikaniſche Zeitungen zu erwiſchen geſucht; der Verlauf meines Lebens hat ſolche Eindrücke beſtärkt und vertieft. In Amerika wurde zuerſt eins meiner Bücher in eine fremde Sprache übertragen, bald empfing ich auch von gebürtigen Amerikanern manche Anzeichen der Anerkennung meines Strebens; eine ſolche Teilnahme mußte mir im Gegenſatz zur Gleichgültigkeit der deutſchen Gelehrtenkreiſe beſonders wohltun*. Eine eigentümliche und anziehende Aufgabe erhielt ich durch den mir perſönlich bekannten Dr. J. M. Rice in New York: es galt, für das von ihm geleitete Forum allmonatlich einen von deutſchen Gelehrten geſchriebenen und deutſche Probleme behandelnden Artikel zu liefern; ich mußte dieſe Einrichtung mit beſonderer Freude begrüßen, da ſie auf die Dauer ein beſſeres gegenſeitiges Verſtändnis der beiden großen Völker ergeben hätte; leider hat die Sache aber nur ein paar Jahre gedauert; ich hatte den Eindruck, daß der Ausbruch des ſpaniſchen Krieges und das Anwachſen einer imperialiſtiſchen Strömung in Amerika einer näheren Beſchäftigung mit deutſchen Fragen wenig günſtig war.

Weiter erhielt ich im Jahre 1906 aus Amerika, d. h. von den dortigen Deutſchen, eine herzliche Aufforderung, nach New York zu kommen und überhaupt zu dortigen deutſchen Kreiſen zu ſprechen. Es hatte aber zunächſt manche Schwierigkeit, jener Einladung zu folgen. 1912 aber erfolgte eine offizielle Einladung durch die preußiſche Regierung, als Austauſch-Profeſſor nach Amerika zu gehen. Ich habe mich zunächſt dagegen geſträubt, da ich eine

---

* Unter den Zeichen freundlicher Teilnahme möchte ich namentlich den regelmäßigen Briefwechſel mit Rev. Teſt in Richmond, Indiana, anführen. Er ſchrieb mir u. a. über meinen „Kampf um einen geiſtigen Lebensinhalt“ im Jahre 1896: You are certainly a thinker with an authentic message and mission to your contemporaries in the interest of the supreme and eternal verities; and I trust you may long live to fight it out on the line.

Störung meiner wiſſenſchaftlichen Pläne dadurch befürchtete, aber Frau und Tochter haben mich bald bewogen, jene Einladung gern anzunehmen. Es wurde von Berlin aus alles ſorgſam und umſichtig eingerichtet, und ſo ſchifften wir drei uns guten Mutes nach Amerika ein. Die Ozeanreiſe war nicht ſtürmiſch, nur etwas mehr als einen Tag habe ich ſelbſt ein wenig darunter gelitten, ſonſt aber empfand ich ſehr den unvergleichlichen Zauber einer ſolchen Ozeanreiſe mit ihren gewaltigen Eindrücken. Die Einfahrt nach New York war großartig. Die Zollſchwierigkeiten wurden dank meiner Päſſe raſch überwunden. Irgendwelche Begrüßung vom deutſchen Konſulat fehlte trotz des Hinweiſes in den Zeitungen; es waren drei Amerikaner, die mich freundlichſt begrüßten. Ich habe überhaupt gefunden, daß von amtlicher Seite wenig für deutſche Gelehrte geſchah. Perſönlich bin ich wohl mit dem engliſchen Botſchafter Lord Bryce, nicht aber mit dem deutſchen Botſchafter in nähere Beziehung gekommen. Merkwürdig war auch der offizielle Empfang im Gegenſatz zu Berlin: In Berlin pflegte der Kaiſer die Antrittsvorleſung des Austauſch-Profeſſors anzuhören und ſich eingehend mit den Herren zu unterhalten; auch für ihre Wohnung wurde im voraus beſtens geſorgt. Als ich in Cambridge eintraf, war natürlich meine erſte Aufgabe, mich dem Präſidenten Lowell perſönlich vorzuſtellen. Er empfing mich freundlich, erwähnte aber in keiner Weiſe irgendwelche Feierlichkeit zu meiner Einführung, ſondern meinte einfach: Sie können gleich anfangen. Auch war man in Cambridge nicht erbaut darüber, daß ich von Anfang an erklärt hatte, meine amtlichen Vorleſungen nur in deutſcher Sprache zu halten. Dieſe Vorleſungen ſelbſt haben mich aber ſehr erfreut. Die eigentlichen Privatvorleſungen hatten eine beſchränkte Zuhörerzahl, es waren etwa 20 Studenten, ähnlich ſtand es mit meinen philoſophiſchen Übungen; aber die Hörer waren ſehr bei der Sache, und es hat ſich ein ſehr herzliches Verhältnis zwiſchen uns entwickelt; ſchließlich mußten wir uns alle zuſammen photographieren laſſen. Anders ſtand es bei den öffentlichen Vorleſungen. Hier wurde nur eine Stunde wöchentlich angeſetzt, dieſe Stunde aber durch die Blätter verkündet. So verſammelte ſich hier ein großes Publikum aus den beſten Ständen von Boſton, ich habe viele Zeichen freundlicher Teilnahme aus dieſen Kreiſen empfangen*. Auch die geſellſchaftlichen Beziehungen geſtalteten ſich ſehr angenehm. In der erſten Zeit wurden wir drei auf eine Reihe von Tagen im Hauſe von Profeſſor Edward Moore in gütigſter Weiſe aufgenommen. Später wohnten wir in einem großen Hotel in Boſton. Von den Gelehrten ſtand ich namentlich dem leider ſo früh verſtorbenen

* Siehe Anhang.

Münſterberg nahe. Er und die Seinigen haben alles getan, uns den dortigen Aufenthalt angenehm zu machen. Ein großer Vorteil jenes Boſtoner Aufenthaltes war die Nähe des Ozeans, wir konnten uns dort angeſichts der Wellen ergehen und hatten namentlich bei eintretender Abenddämmerung wunderbare Bilder von der großen Stadt und ihrem Hafen. Von Boſton aus habe ich nach dortiger Sitte eine Reihe von Vorleſungen an verſchiedenen Orten gehalten. Beſonders wertvoll war uns der gewaltige Eindruck des Niagara, deſſen weiteren Lauf wir unmittelbar in einer Privateiſenbahn verfolgen durften. Unſer Boſtoner Aufenthalt ging mit dem Januar zu Ende. Wir haben uns dann nach New York begeben, wo uns im ſogenannten Deutſchen Haus der Columbia-Univerſität ein eignes Heim zur Verfügung geſtellt wurde. Die gewaltige Stadt mit ihrer herrlichen Lage feſſelte uns ſehr. Auch ſind wir dort in ſehr verſchiedene Kreiſe gekommen, ſelbſt in die der hohen Finanz, die uns übrigens ſehr freundlich und nicht protzig aufnahmen. Die akademiſchen Kreiſe begrüßten mich und die Meinigen ſehr freundlich. Präſident Butler gab mir und Bergſon, der damals gleichzeitig mit mir einige Vorleſungen hielt, ein ſolennes Diner, das höchſt anregend verlief und uns beide in lebhafte Geſpräche führte (wir ſprachen dort engliſch). Auch ein großer Rout wurde uns zu Ehren gegeben; jeder von uns beiden war dabei von einer großen Schar von Herren und mehr noch von Damen umgeben und mit Fragen beſtürmt. Frau und Tochter ſorgten genügend dafür, daß ich dabei keinen Hunger und Durſt hatte; ſchlimmer ging es Bergſon, der ohne Begleitung war und ſich vor den Damen nicht retten konnte; ich habe ihn ſchließlich mit Gewalt aus jenem Kreiſe herausgeholt und für ſein leibliches Wohl geſorgt.

Der Aufenthalt in New York gab mir auch volle Gelegenheit, mich über das deutſche Leben in Amerika näher zu unterrichten. Freilich beſtand für mich wegen Zeitmangel keine Möglichkeit, mich nach dem Weſten zu begeben, wo ich mehr deutſches Leben angetroffen hätte. Was ich aber im Oſten traf, war vom deutſchen Standpunkt aus wenig erfreulich. In Boſton beſtand ein deutſcher Verein, und als ich dort einmal über die weltgeſchichtliche Bedeutung des deutſchen Geiſtes prach, war der Saal übervoll. Aber die Freunde ſagten mir, daß ſich ſelten eine größere Zahl an den deutſchen Beſtrebungen beteilige; charakteriſtiſch war es auch, daß ſich in unſerem großen Hotel keine einzige deutſche Zeitung befand, und daß ich dort Mühe hatte, mir die New Yorker Staats-Zeitung zu beſorgen. Das war ja nun in New York beſſer, deutſche Zeitungen konnte ich hier zur Genüge erhalten, aber im Geſamtleben ſpielte das deutſche Leben doch auch hier eine recht beſcheidene Rolle. Man merkte kaum, daß in New York mehrere hunderttauſend

Deutſche waren. Ungünſtig für die Erhaltung des deutſchen Elements wirkte bei den Städten, daß, während früher die Deutſchen geſchloſſener wohnten und mit den andern Bewohnern weniger in enge Beziehungen kamen, die modernen Verkehrsverhältniſſe derartige Unterſchiede ſtark verwiſcht und die verſchiedenen Bevölkerungselemente bunt durcheinander gewürfelt haben. Auch die Volksſchulen, die ſogenannten Public Schools, haben ſehr dazu beigetragen, alle Unterſchiede aufzuheben. Ein Hauptgrund der Kraftloſigkeit des deutſchen Lebens war der Mangel eines Zentrums für das deutſche geiſtige Leben. Auch die Söhne der Deutſchen wurden unwillkürlich in die engliſche Denkweiſe, ja in die Terminologie hineingetrieben. Ich ſelbſt erlebte den charakteriſtiſchen Fall, daß der philoſophiſch ſehr begabte Sohn einer hochſtehenden deutſchen Familie im gewöhnlichen Leben die deutſche Sprache vollauf beherrſchte und ſich überhaupt als ein Deutſcher fühlte, aber in große Schwierigkeiten geriet, ſobald er techniſch philoſophiſche Fragen mit mir beſprach. Wie die Verhältniſſe in Amerika waren, lag die Gefahr nahe, die deutſche Denkweiſe als eine ſubalterne zu behandeln. Dagegen hätte weit mehr von Deutſchland ſelbſt getan werden müſſen. Man hätte durch deutſche hochgebildete Lehrer, auch durch die Förderung kleiner Bühnen, regelmäßiger Vorträge uſw. ſehr viel mehr wirken können, um das deutſche Leben zuſammenzuhalten und ſein Kulturbewußtſein zu heben. Die offiziellen Behörden aber taten ſo gut wie nichts für dieſes Ziel, und auch unſere heimiſche Preſſe hat ſich viel zu wenig dieſer wichtigen Sache angenommen. Wir müßten regelmäßige Korreſpondenten zwiſchen Deutſchland und Amerika beſitzen; ſo aber blieb aller Austauſch zufällig, und die einheimiſchen Deutſchen pflegten ſich der Deutſchen in Amerika nur zu erinnern, wenn es irgendwelche Sammlung zu veranſtalten galt. Die Austauſch-Profeſſoren aber haben bei der Kürze ihres Aufenthaltes wenig dafür wirken können; dieſe Einrichtung müßte weſentlich anders geſtaltet werden, wenn ſie nicht mehr dem Schein, als der Sache dienen ſollte. Daß die Austauſchprofeſſur uns perſönlich mit einer Fülle tüchtiger und liebenswürdiger Männer und Frauen zuſammenführte, iſt eine andere Sache. — Übrigens wurde ich in New York ebenſo freundlich aufgenommen wie in Cambridge, obſchon ich dort nicht Austauſchprofeſſor war; der bloße Titel macht in Amerika wenig aus. Von New York aus haben wir weitere Ausflüge gemacht, und ich habe an verſchiedenen Orten Vorleſungen gehalten, ſo z. B. in Philadelphia und in Baltimore.

Ich kann dieſen Rückblick auf die ganze Zeit nicht abſchließen, ohne der vielen freundſchaftlichen Beziehungen zu gedenken, welche uns geboten wurden. Es waren Männer und Frauen mit verſchiedenen Intereſſen, aber ſie alle begegneten uns in liebenswürdiger

Weiſe und ſuchten uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Von mehreren Univerſitäten wurde ich honoris causa promoviert, ſo in Syracuſe zum Dr. of human letters, von der Columbia-Univerſität zum Dr. of letters, von der New York University zum Dr. of law. Auch verſchiedene Lectureships wurden mir angetragen, ſo in Boſton am Lowell-Institute, ſo in New York die Deems Lectureship; größere Zyklen von Vorleſungen hielt ich im Smith College in Northampton und in Schenectady. Ich hätte noch viele weitere Einladungen erhalten, wenn es mir möglich geweſen wäre, den Weſten zu beſuchen. Übrigens möchte ich nicht unerwähnt laſſen, daß auch die kanadiſchen Univerſitäten Montreal und Toronto mir freundliche Einladungen ſandten. Auch führten meine philoſophiſchen Beſtrebungen zu feſteren Verbindungen, ſo wurde eine Eucken-Aſſoziation in New York gebildet, ein Eucken-Klub in Gettysburg am Lutheran College begründet uſw.

Viele intereſſante Perſönlichkeiten wurden mir perſönlich bekannt, ſo Rooſevelt und Carnegie. Mit Rooſevelt hatte ich ein ſehr anregendes Geſpräch über den amerikaniſchen Idealismus und ſeine Zukunft, er erwies dabei eine bedeutende geſchichtliche Bildung; über Deutſchland ſprach er damals in freundlicher Weiſe. Charakteriſtiſch erſchien mir ein Geſpräch mit einem weltgewandten Finanzmann über die Möglichkeit eines ſchon damals die Gemüter bewegenden Krieges; er meinte, es beſtehe dafür nicht die mindeſte Gefahr: „Wir geben das Geld dazu nicht, und ohne das können die Staaten nichts machen". In einem anderen Kreiſe wurde die Behauptung aufgeſtellt, Deutſchland würde in 20 Jahren das reichſte Land der Erde ſein!

Bemerkenswert war mir auch die dortige Stellung der Frauen. Gewiſſe Äußerlichkeiten der Sitte werden beachtet, aber ſie nehmen keinen großen Platz ein. Das aber glaubte ich zu bemerken, daß die Frauen in den höheren Ständen oft die Männer an Bildung übertreffen; die überwiegend geſchäftliche Tätigkeit kann leicht den Bildungstrieb der Männer hemmen; dazu pflegen die Frauen in jenen Kreiſen mehr zu reiſen und mannigfache Eindrücke in ſich aufzunehmen. Oft fand ich ein lebhaftes Intereſſe der Frauen für die großen Lebensfragen des menſchlichen Geſchickes. Namentlich zwei Fragen ſind mir immer wieder begegnet: „Sind wir unſterblich?" und „Haben wir einen freien Willen?" Freilich verlangte man dabei oft eine zu ſummariſche Antwort. In den erſten Kriegsjahren habe ich verſchiedene Briefe von mir perſönlich unbekannten Damen erhalten, worin dieſe verſicherten, daß ſie über den Krieg anders dächten als die Männer, und daß ſie vor dem Mut und vor der Tapferkeit der deutſchen Soldaten die aufrichtigſte Hochachtung hätten.

Der persönlichen Liebenswürdigkeit, welche ich und die Meinigen in Amerika erfuhren, entsprach nicht vollauf die überwiegende Behandlung der deutschen Verhältnisse durch die dortige Presse. Das Urteil bewegte sich vielfach in schroffen Gegensätzen. Einmal glaubte man auf Deutschland als auf ein unfreies Land herabsehen zu dürfen, man hielt sich dabei oft an Kleinigkeiten des Lebens; zugleich aber hatte man große Sorge, Deutschland möchte zu stark und auch zu reich werden. Auch traute man uns manche, wenn nicht militärische, so doch wirtschaftliche Pläne zu. Namentlich war man bedenklich wegen unseres Einflusses auf Südamerika. Ein dortiger Kollege fragte mich, wir hätten wohl unter unseren Studenten sehr viele Südamerikaner. Ich erwiderte, sie wären seltene Ausnahmen. Er wunderte sich darüber und meinte: „Nun ja, Sie haben ja doch die Absicht, Südamerika sich zu unterwerfen"; daraus erklärte er den vermeintlichen Zustrom der Studenten. Überhaupt herrschte in Amerika eine große Unkenntnis der europäischen und namentlich der deutschen Verhältnisse. Ungünstig war es auch, daß unsere radikale Presse die deutschen Zustände recht schwarz zu malen liebte; sie dachte nur an das Inland, nicht an die Wirkung auf die anderen; das hat uns sehr geschadet. Jedenfalls wäre es bei solcher Lage und bei vielfacher Verkennung der deutschen Absichten unbedingt notwendig gewesen, daß von diplomatischer Seite mit größter Energie die Stimmung verbessert und ein inneres Verhältnis der beiden Länder ausgebaut wurde. Notwendig war im besonderen die Begründung einer großen deutschgesinnten Zeitung in englischer Sprache, denn nur mit Hilfe dieser Sprache konnte man den nötigen Einfluß gewinnen; sodann bedurfte es dringend eines deutschen Telegraphenbüros, welches unmittelbar alle Irrtümer, ja Lügen gewisser Londoner Blätter zerstören konnte. Ich habe diese Überzeugung sofort auch nach Berlin berichtet und eine Denkschrift darüber eingereicht, um jene Forderungen eingehend zu begründen. Eine Wirkung war nicht ersichtlich; wir haben jedenfalls durch unser diplomatisches Ungeschick uns sehr geschädigt. —

Ich kenne die Eigentümlichkeiten und die Schwächen des amerikanischen Lebens zur Genüge, um kein unbedingtes Lob anzustimmen; aber ich muß voll anerkennen die Energie des dortigen Lebens, die Großzügigkeit des Unternehmens, die gegenseitige Hilfsbereitschaft, welche das amerikanische Leben durchdringt; in dieser Richtung hat das dortige Leben einen großen Stil. Grundverkehrt ist die oft von Deutschen geäußerte Meinung, man dürfe in Amerika nichts kritisieren, sondern müsse alles gut finden. Ich habe offen und entschieden auch auf die dortigen Schäden hingewiesen, und ich bin überall trotz jener Kritik freundlich behandelt worden;

nur einen höhniſchen Ton verträgt kein Volk, das auf ſich ſelbſt etwas hält.

Unſer Aufenthalt in Amerika ging zu Ende. Noch einmal ſahen wir die näheren Freunde zum Abſchied bei uns, dann mußten wir uns trennen. Es war rührend, wie beim Beſteigen des Dampfers, der uns nach Europa bringen ſollte, der bekannte Schriftſteller Ralph Waldo Trine uns bis an das Deck begleitete und in lebhaftem Geſpräch ſolange bei uns verblieb, bis der Kapitän ihn dringend aufforderte, das Schiff ſofort zu verlaſſen, wenn er nicht nach Europa mitfahren wolle. Sinnig fanden wir die amerikaniſche Sitte, beim letzten Abſchied den Scheidenden eine Guirlande zuzuwerfen, ſo daß jeder ein Stück davon zum Abſchied erhielt.

Die Rückkehr nach Europa haben wir mit eigentümlichen Empfindungen angetreten. Viel Liebe und Freundſchaft war uns erwieſen, und dabei war keine Ausſicht auf ein Wiederſehen; der Abſchied von einem ganzen Weltteil iſt etwas anderes, als eine Reiſe in ein benachbartes Land. Die gewaltige Stadt New York machte bei dem Abſchied im hellem Sonnenſchein einen großartigen Eindruck, langſam verſanken die mächtigen Bauten, und wir waren im Ozean. Wir hatten diesmal die ſüdliche Route gewählt und haben das in keiner Weiſe bedauert. Unſere Reiſe war von prächtigem Wetter begünſtigt, die Azoren waren aus nächſter Nähe zu betrachten. Wir begrüßten herzlich die Küſte von Europa, die einen durchgebildeteren Eindruck macht. Gibraltar im Frühlingsſchmuck und mit ſeiner Blütenpracht war bezaubernd, dann ging es weiter über Algier, Neapel und ſchließlich nach Genua. Hier empfing uns unſer jüngerer Sohn; wir haben dann eine herrliche Reiſe über die Riviera, den Mont Cenis, Montreux und nach Genf gemacht. In Genf war alle Zeit Hodler gewidmet, der uns ſeine künſtleriſchen Entwürfe zeigte und ſich geiſtvoll über ſeine Kunſt ausſprach. Einen großartigen Abſchluß gewährte uns der Thuner See mit ſeinen Alpenrieſen, dann ging es über Baſel nach Hauſe.

Neue Aufgaben und weitere Pläne.

Zunächst galt es jetzt die mannigfachen Eindrücke durchzuarbeiten und die daraus erwachsenden Aufgaben zu fördern. Meine Vorlesungen in Cambridge und die Anregungen meiner Zuhörer zeigten mir das Bedürfnis nach einer kleinen Schrift, welche die deutsche Philosophie für englische Leser behandeln sollte*. In Amerika bewarben sich sofort verschiedene Verleger um die Sache, sie ist aber unter den Aufregungen und Stürmen der folgenden Zeiten einstweilen liegen geblieben. Ein Zeichen freundlicher Gesinnung erhielt ich noch im Sommer 1914, indem mein jüngerer Sohn seitens der Columbia-Universität eine sehr liebenswürdige Einladung erhielt, ein Jahr hindurch über die Hauptfragen der deutschen Sozialpolitik als Glied des Lehrkörpers dort zu sprechen. Er war bereit, diese ehrenvolle Einladung anzunehmen, und wir hatten schon für den 3. Oktober 1914 einen Platz auf dem Dampfer Columbia für ihn belegt, als der Krieg alle Pläne umwarf.

Weiter galt es nun, meine Arbeitspläne auszuführen. Jene Schrift über die deutsche Philosophie kam gut in Gang. Verschiedene neue Auflagen beschäftigten mich, zugleich empfand ich gerade unter den Eindrücken der Reise, wie notwendig eine Kräftigung und Verinnerlichung des deutschen Lebens sei. Aus dieser Überzeugung ist die Schrift „Zur Sammlung der Geister" hervorgegangen. In dieser Schrift habe ich nachdrücklich die Gefahr einer bloßen Arbeitskultur geschildert und mich darauf berufen, daß die Arbeit nur eine Seite des deutschen Lebens bilde, daß sie durch eine Geisteskultur ergänzt werden müsse, wenn nicht das Ganze und Innere des Menschen herabgedrückt werden sollte**. Auf Anregung dieser Schrift hat sich dann ein Kreis von Freunden im März 1914 in Darmstadt zusammengefunden, um die wichtige Sache durch persönliche Besprechung in Fluß zu bringen und womöglich auch Ortsgruppen zu bilden. Die Frage erwies sich aber bei näherem Eingehen recht schwierig, und wir haben weitere Schritte verschoben, zumal ich selbst damals schon an die große ost-

---

* Sie sollte den Titel tragen: German Philosophy for English readers.
** Siehe Anhang.

asiatische Reise zu denken hatte. Aber darüber waren wir einig, daß der innere Lebensstand bei uns Deutschen dem äußeren Wohlergehen keineswegs entsprach*. — Inzwischen kamen neue aussichtsreiche Aufgaben. Zu Pfingsten 1914 habe ich zu den modernen Theologen Hollands gesprochen und mich mit den Meinigen der herrlichen Blumenpracht namentlich Haarlems erfreut. Unmittelbar darauf erhielt ich eine außerordentlich warme Aufforderung nach London zu kommen, mich an dortigen Festlichkeiten zu beteiligen und auch an verschiedenen Stellen philosophisch zu sprechen. Ich war nahe daran, das anzunehmen, wurde aber bedenklich durch die

---

* Von der „Sammlung der Geister" ist nach ein paar Monaten ein unveränderter Neudruck erschienen (Anfang Februar 1914); ich durfte das als ein willkommenes Zeugnis dafür begrüßen, daß die dort behandelten Lebensfragen viel Teilnahme im deutschen Volke fanden. Über den damaligen Stand des deutschen Lebens habe ich S. 3 f. folgendes gesagt:

„Alles das läßt erwarten, daß eine frische und freudige Lebensstimmung unser ganzes Volk durchdringe und es vertrauensvoll von großer Vergangenheit zu noch größerer Zukunft fortschreiten lasse. Aber unleugbar fehlt eine solche Stimmung. Wir finden vielmehr bei Betrachtung des Ganzen der Lebenslage und der Lebensschätzung viel Zweifel und Unsicherheit, wir finden die Neigung weit verbreitet, an den Dingen mehr die Schranken und Fehler als das Große und Gute zu sehen, über dem Haften am einzelnen Eindruck das Ganze ungewürdigt zu lassen, bei Kritik und Verneinung zu bleiben und uns dadurch die rechte Freude auch an unbestreitbaren Erfolgen zu stören; dazu finden wir uns bei allen prinzipiellen Fragen in arger Spaltung, und verlieren wir in solcher Spaltung die Sicherheit und Freudigkeit des eignen Beginnens."

Den Hauptgrund der Verwicklung fand ich in der Unterdrückung einer Geisteskultur durch eine bloße Arbeitskultur. Dieser Verwicklung habe ich unmittelbar vor dem Kriege in jener Schrift einen kräftigen Ausdruck verliehen; ich sagte dort S. 82: „Nur der flachste Optimismus kann mit dem kümmerlichen Reste auszukommen hoffen, den ein weitverbreiteter Zug der Zeit von dem reichen Erbe der weltgeschichtlichen Arbeit noch festzuhalten geruht. So ist ein Entweder-Oder nicht zu verkennen, wir treiben einer Katastrophe zu, wenn dem unvermeidlichen geistigen Sinken nicht energisch widerstanden wird. Schon jetzt empfinden wir schmerzlich den Mangel an schaffenden Persönlichkeiten und an starken Charakteren, schon jetzt stockt bei uns das geistige Schaffen und sinkt die sittliche Energie; soll das so weitergehen, sollen wir immer mehr einen inneren Halt verlieren und unser Leben mehr und mehr der Leere verfallen lassen? — Soll die geistige Evolution der Menschheit das Hauptergebnis haben, daß der Mensch darin sich selbst zerstört und sich alles Wertes beraubt, indem er sich nur als ein etwas begabteres Tier versteht?"

Zustimmend erwähnte ich auch Nietzsches Worte: „Nur das Volk lebt, das seine Erlebnisse in Ewigkeitswerten ausdrückt". Im Herbst 1913 haben wir die großen Taten der Freiheitskriege gefeiert. Konnten wir unserem Leben einen auch nur einigermaßen entsprechenden Ewigkeitswert geben? War die Feier nicht geistig und künstlerisch kläglich?

Schwierigkeit, den auseinandergehenden religiösen Strömungen des dortigen Lebens vollauf zu genügen: die Unitarier hatten mich zuerst berufen, ihnen war ich zunächst freundschaftlich verbunden; die neue Einladung aber ging mir von philosophisch gesinnten Mitgliedern der Hochkirche zu. Ich fürchtete durch einen solchen Gegensatz in eine schiefe Lage zu kommen. So habe ich schließlich jene Einladung abgelehnt. Charakteristisch für die damalige Stimmung war es, daß der in London bestehende Presse-Klub auswärtiger Vertreter mir einstimmig eine liebenswürdige Einladung sandte, und daß mir dabei ausdrücklich versichert wurde, auch die französischen Journalisten teilten diese Gesinnung. Daß auch darüber hinaus in französischen Kreisen eine freundliche Stimmung für uns herrschte, zeigte der Besuch des angesehenen Philosophen Boutroux, der sowohl in Berlin als in Jena in sympathischer Weise gesprochen hat*. Auch einer mich erfreuenden Adresse seitens bulgarischer Kreise möchte ich gedenken, die im Frühling 1914 an mich kam. Zu den Bulgaren hatte ich seit einer Reihe von Jahren, ja Jahrzehnten manche wissenschaftliche und persönliche Beziehungen, viele Studenten kamen nach Jena wegen der hier blühenden Pädagogik, andere wegen der Philosophie. Mehrere haben unter meiner Leitung promoviert, verschiedene von ihnen sind in ihrem Vaterlande zu hohen Stellungen gekommen. Aus dem Kreise dieser Schüler und Freunde wurde an mich die Bitte gerichtet, den von den früheren Kriegen tiefgebeugten Bulgaren einen tröstenden und anerkennenden Brief zu schreiben, der durch die dortigen Zeitungen zu veröffentlichen sei. Das ist denn auch geschehen, und nach einiger Zeit erhielt ich einen in französischer Sprache verfaßten Dankbrief, der von allen Spitzen des bulgarischen Volkes persönlich unterzeichnet war**. Ich war sicherlich nicht der Einzige, der einen solchen Dank erhielt, immerhin hat es mich aufrichtig erfreut, in dieser Weise zu einem ganzen Volke ein persönliches Verhältnis zu erlangen*. Daß das auch gegenüber Finnland in noch gesteigerter Weise geschah, wurde schon erwähnt. Von bulgarischen Kreisen erhielt ich auch während des Krieges freundliche Einladungen, denen ich aber leider aus Mangel an Zeit nicht folgen konnte.

---

* Siehe Anhang.

** In jener bulgarischen Adresse waren namentlich folgende Stellen bemerkenswert:

„Vous êtes, Monsieur, de ces amis de la Bulgarie qui par leurs paroles, leurs écrits et leurs actes ont mérité sa reconnaissance éternelle".

„Nous, soussignés, représentants des institutions et des sociétés de culture intellectuelle en Bulgarie, nous venons vous exprimer toute la reconnaissance du peuple bulgare".

Inzwiſchen wurden mir neue Aufgaben von Japan und China geſtellt. Zu Japan beſtanden alte Beziehungen, indem der frühere Großherzog von Weimar ein beſonderes Intereſſe für die evangeliſchen Gemeinden in Japan zeigte. An unſerer Univerſität haben die Japaner ſich als ſtrebſam und tüchtig erwieſen, mehrere haben bei mir promoviert, ſo ein Buddhiſt, der über die Bedeutung der buddhiſtiſchen Ethik ſchrieb. Bald erwachte dort auch ein großes Intereſſe für die Überſetzung meiner Hauptſchriften; die meiſten von ihnen ſind ins Japaniſche überſetzt. Daß man in Japan an mich dachte, erfuhr ich zuerſt in Amerika durch Münſterberg, doch nahm ich die Sache zunächſt nicht ernſtlich. Aber ſchließlich kam eine ſehr freundliche Einladung, ich möchte an den beiden Reichs-Univerſitäten Tokio und Kioto eine Reihe von Vorleſungen über die großen Lebensprobleme halten. Das hatte einen beſonderen Reiz für mich, bot ſich doch dadurch die Gelegenheit, dieſe uns ſonſt fremde und ferne Welt aufs genaueſte zu ſehen, und, was mich beſonders anzog, in einen unmittelbaren Geiſtesaustauſch mit leitenden japaniſchen Kreiſen, namentlich mit den buddhiſtiſchen, zu kommen. Nicht nur die Geſinnung dieſer akademiſchen Kreiſe war ſehr entgegenkommend, auch alles Äußerliche war ſehr umſichtig überlegt. Wir, d. h. meine Frau und ich, ſollten zunächſt über Rußland auf der ſibiriſchen Bahn durch Korea fahren, wo uns ein japaniſcher Abgeſandter empfangen würde, um dann die kurze Seereiſe nach Tokio anzutreten. Kaum hatten wir dieſe Einladung angenommen, ſo empfing ich eine dringende Bitte, auch die Hauptſtädte in China zu beſuchen. In ihnen ſollte ich einige philoſophiſche Vorträge halten; ich ſollte in deutſcher Sprache reden, der Vortrag aber für die Hörer vorher ins Chineſiſche überſetzt werden. Die Rückreiſe ſollte durch den indiſchen Ozean und über Ägypten erfolgen. Da hat der plötzliche Ausbruch des Krieges alle Pläne zerſtört, und wir mußten dankbar ſein, daß uns der Krieg nicht draußen, entfernt von unſeren Kindern, antraf.

Der Weltkrieg.

Zu der Zeit, als ich jene Reiſe nach dem fernen Oſten plante, durfte man wie von einer glücklich erreichten Höhe ausſchauen: ſo viel das deutſche Leben auch an Problemen enthielt, ein weiterer Aufſtieg ſchien in Ausſicht. Wir durften hoffen, daß die gemeinſamen Probleme der Menſchheit ſtark genug ſein würden, um die Gegenſätze der Völker zu überwinden; und zugleich war zu hoffen, daß keine Regierung ſich mit der Verantwortung belaſten würde, einen furchtbaren Weltkrieg zu entzünden, deſſen unermeßliche Folgen außer allem Zweifel waren. Gerade zu Beginn des Jahres 1914 ſchienen ſich im beſonderen die Beziehungen zwiſchen Deutſchland und England zu beſſern. Auch fehlte es in jenen Jahren nicht an Erweiſungen gegenſeitiger Schätzung, ja Freundſchaft zwiſchen den beiden Hauptvölkern, verſchiedene Adreſſen wurden unterſchrieben, welche die Bedeutung eines freundſchaftlichen Zuſammengehens betonten; die Ehrlichkeit dieſes Strebens ſtand außer Zweifel. Ich ſelbſt aber durfte hoffen, an den gemeinſamen Problemen der Menſchheit weiter zu arbeiten und zugleich mein Land zu fördern; von allen Seiten kam man dabei mir freundlich entgegen; ich erwähnte Japan und China, aber auch aus indiſchen Kreiſen kam an mich eine freundliche Einladung, ſelbſt auſtraliſche Freunde an den dortigen Univerſitäten hofften mich dort zu ſehen.

Daß ich, der ich mit unermüdlichem Eifer für die Verſtändigung der Völker und für das Zuſammengehen bei den großen Lebensfragen wirkte, durch den Ausbruch des Weltkrieges beſonders ſchmerzlich betroffen wurde, das bedarf keiner Erörterung.

Aber es konnte mir in keiner Weiſe zweifelhaft ſein, daß ich meine Stellung bei meinem eignen Volke zu nehmen hatte; das engliſche Right or Wrong freilich wurde von mir nicht gebilligt, aber ich war und bin feſt davon überzeugt, daß das deutſche Volk ein gutes Recht hatte, in den Kampf zu gehen und ſich gegen alle Angriffe zu verteidigen. Gewiß war unſere Politik ſehr angreifbar, ja ungeſchickt, es fehlte unſeren Staatsmännern das rechte Augenmaß für das Notwendige und das Mögliche, unſere Politik ſchwankte zwiſchen großſprechenden, ja verletzenden Worten und kleinen Taten, auch waren über die beſondere Lage hinaus große Verwicklungen

in unſeren Verhältniſſen nicht zu verkennen. Der Hauptzug des Lebens ging bei uns nach der wirtſchaftlichen Richtung; ſchon das zeigt jedem unbefangenen Beobachter, daß unſer Volk nicht kriegsluſtig war; wer die wirtſchaftlichen Intereſſen voranſtellt, der kann keine Freude am Kriege mit ſeinem zerſtörenden Wirken haben. Über Deutſchland mußte ſchon wegen ſeiner zentralen und allen Angriffen ausgeſetzten Lage ſtark gerüſtet ſein; die Frage konnte nur ſein, ob die militäriſche Leiſtung nicht zu ſehr in das innere Staatsgefüge eingriff, auch mußten unerfreuliche Vorgänge wie die in Zabern über Deutſchland hinaus einen ſchlechten Eindruck machen und den Schein einer Militärherrſchaft erwecken; ferner war es eine offene Frage, ob eine ſo ſtarke Vermehrung unſerer Flotte zu unſerer Selbſtverteidigung notwendig war, und ob ſie nicht das Mißtrauen Englands erregen mußte; aber dies alles kann nicht die Tatſache verdecken, daß Deutſchland und auch die deutſche Regierung den Frieden ehrlich wollte und nur notgedrungen zu den Waffen griff.

Wie aber ſtand es bei unſeren Gegnern?

Die Einkreiſungspolitik des Königs Edward wirkte fort, immer von neuem wurde die volle Übereinſtimmung von Frankreich und Rußland ſowie die gegenſeitige Hilfsbereitſchaft betont; der Ausbau des ruſſiſchen Eiſenbahnnetzes ſtand durchaus unter ſtrategiſchen Geſichtspunkten, ſelbſt die Angriffspläne gegen Deutſchland wurden ungeniert erörtert, auch wurde alles Streben Deutſchlands, ſeine Seeſtellung zu verbeſſern, mit großer Gehäſſigkeit gedeutet. Für die Führung des Krieges aber gab es unſeren Gegnern ein Übergewicht, daß wir als Volk uns bei aller ſubjektiven Wärme der Geſinnung geiſtig nicht genügend mobiliſieren konnten. Die Gegner haben geſchickt den demokratiſchen Freiheitsgedanken zu ihren Gunſten aufgerufen; ſie hatten daran eine gewiſſe Idee, die freilich recht flach war und kaum leidlich die ſelbſtiſchen und materiellen Zwecke verdeckte, aber immerhin hatten ſie einen gewiſſen Richtpunkt, der die Kräfte ſammelte. Wie anders hätte ſich die Sache geſtalten können, wenn wir aus der Tiefe unſeres Weſens den deutſchen Begriff der echten Freiheit tatkräftig hätten entwickeln und ihn in den Kampf führen können! Einzelne waren in dieſer Richtung bemüht, aber eine gemeinſame Bewegung zur Erhöhung war nicht ſichtbar, alles Heldentum der Einzelnen konnte dafür keinen vollen Erſatz bieten. Durch den ganzen Verlauf des Krieges iſt das ſeeliſche Element bei uns nicht genügend gewürdigt, die Wirkung auf den Seelenſtand zu wenig beachtet worden. Um ſo wärmer iſt anzuerkennen, was das deutſche Volk trotz jener Hemmungen geleiſtet hat; es hat Heldentaten verrichtet, die ohne ein Seitenſtück in der Geſchichte ſind.

Der Krieg begann. Auch unſere beiden Söhne zogen willig und freudig in den Krieg. Die Sache der geiſtigen Führer, der ſogenannten Intellektuellen, war es, den Mut zu ſtärken und für das gute Recht Deutſchlands einzutreten. Wir wiſſen, wie viel Staub die bekannte Adreſſe aufgewirbelt hat; ſie war in der Form wenig glücklich, ſie war viel zu dogmatiſch und ſummariſch gehalten. Aber ſie hatte im Kern für jeden Unbefangenen ein gutes Recht: war der Krieg von den Gegnern ausgegangen — und darüber ließ ſchon das Verhalten Rußlands nicht den mindeſten Zweifel —, ſo befand ſich Deutſchland gegenüber der weit überlegenen Macht der Gegner im Stande der Notwehr; mag der Begriff der Notwehr ſchon im privaten Leben und mehr noch im Völkerleben voller Probleme ſein: darüber kann kein Zweifel beſtehen, daß Selbſtverteidigung und Notwehr grundverſchieden von einer bloßen Eroberungsluſt ſind.

Wie immer es aber mit dieſer Frage ſtehen mag, die Pflicht der Intellektuellen war es, die weiteren Kreiſe des Volkes ermutigend zu ſtärken und zu beleben. So habe auch ich es vornehmlich in den erſten Monaten, dann aber durch das ganze Jahr hindurch getan; im erſten Kriegsjahre habe ich etwa 36 Vorträge an verſchiedenen Orten gehalten*; es galt dabei die Bedeutung des deutſchen Weſens zu zeigen, beſtehende Gefahren aufzudecken, ungezügelte Stimmungen wie wilden Haß einzudämmen. Bei dieſen Reden habe ich manche unvergeßliche Eindrücke empfangen, es gab anfänglich keinen Unterſchied der Parteien, es galt die Selbſterhaltung des ganzen Volkes. Ich erinnere mich beſonders eines Vortrages im großen Rathausſaal von Nürnberg; ich hatte dort vor mehreren Tauſenden zu ſprechen; da aber auch eine weitere Zahl keinen Platz fand, ſo habe ich nach einer kurzen Pauſe eine ähnliche Rede gehalten, die ſich bis gegen Mitternacht ausdehnte.

Nun kamen die großen Siege, zunächſt in Flandern und bei Tannenberg. Die dadurch gehobene Stimmung erhielt aber bald einen unliebſamen Dämpfer durch den Rückzug an der Marne; er bedeutete einen Schickſalstag, einen dies ater, für das deutſche Volk. Im Grunde war der ganze Krieg ſchon damals entſchieden, denn gelang es nicht, raſch bis nach Paris vorzudringen, ſo konnten wir auf die Dauer dem ungeheuren Druck der Gegner nicht ſtandhalten. Ich dachte oft an ein Wort, das mir ein amerikaniſcher Geſchäftsmann ſagte: „Wir Amerikaner pflegen, wenn eine Sache nicht gut geht,

* Auch in Peſt habe ich 1915 einen ſchönen, von allgemeiner Begeiſterung getragenen Abend erlebt; die erſten Staatsmänner des Landes nahmen an einer mir gegebenen Feſttafel teil.

ſie lieber ganz aufzugeben, als ſtückweiſe dieſes oder jenes zu verbeſſern, die Deutſchen dagegen ſuchen möglichſt das Verlorene zu retten". Der ganze Verlauf des Krieges brachte uns in eine ſchwere ſeeliſche Lage: einerſeits die Sorgen und Aufregungen, andererſeits die Hoffnungen und Erwartungen; es war ein vielfacher Wechſel von Glück und Unglück, der die Seelen zermürben mußte. Zugleich die unabläſſig wachſende Schädigung durch die Blockade mit ihrer Entziehung der notwendigen Lebensmittel; was immer wir den Gegnern antaten, das ſteht weit zurück hinter der Wirkung jener Aushungerung; die Grauſamen waren nicht wir, ſondern die Gegner. Dazu kamen die fortwährenden Opfer an Menſchenleben und an menſchlichem Glück, auch die Schmälerung des wirtſchaftlichen Wohlſtandes. Beſonders bedauerlich war die Schädigung und Herabdrückung des Mittelſtandes. Im Mittelſtand hat ſich von jeher die Ausgleichung der verſchiedenen Bevölkerungsſchichten vollzogen, im beſonderen war die Blüte eines aufſtrebenden Mittelſtandes ein großer Vorzug des deutſchen Lebens. Goethe meinte, es gäbe „kein anmutigeres Bild, als den deutſchen Mittelſtand". Wie aber ſteht es damit jetzt?!

Allen ſolchen Hemmungen und Verluſten hat das deutſche Volk lange Zeit hindurch eine große Tüchtigkeit, Tapferkeit und Ausdauer entgegengeſetzt, es hat alle Opfer und Entbehrungen willig ertragen. Einen gewiſſen Umſchlag der Stimmung empfand ich ſelbſt zuerſt im Oktober 1916. Wie öfters wurde ich auch damals von der Berliner Urania zu einem öffentlichen Vortrag über die nationalen Fragen eingeladen. Bis dahin waren meine dortigen Vorleſungen übervoll, manche konnten keinen Platz erhalten. In jenem Oktober aber war das Haus nur halbvoll; das war ein deutliches Zeichen, daß die nationale Begeiſterung im Sinken war.

Unabhängig von den Stimmungen habe ich ſelbſt den ganzen Krieg hindurch viele Vorträge gehalten; nach und nach mußten dieſe ihren Ton etwas verändern, man konnte nicht mehr eine freudige Seelenlage vorausſetzen, ſondern man hatte friſchen Mut einzuflößen, die wankende Stimmung zu befeſtigen, die Unmöglichkeit einer Verſtändigung mit den haßerfüllten Gegnern ſamt ihren ſchweren Folgen eindringlich vorzuhalten. —

Zugleich habe ich auch literariſch alle Kraft und Mühe daran geſetzt, unſer Volk in der Kriegszeit zu fördern. So erſchien gleich nach Kriegsausbruch die Abhandlung „Die weltgeſchichtliche Bedeutung des deutſchen Geiſtes"*, ferner zu Weihnachten 1915 die Schrift „Die Träger des deutſchen Idealismus", die einen großen Erfolg hatte und durch einen geſchickten Vertrieb raſch in die

* Siehe Anhang.

Hände vieler Krieger kam (es wurden im Kriege nicht weniger als 30000 Exemplare abgesetzt); 1917 veröffentlichte ich eine Schrift über die „geistigen Forderungen der Gegenwart", die rasch drei Auflagen erlebte, weiter sind verschiedene Feldpostausgaben aus meinen „Gesammelten Aufsätzen" in mehreren Auflagen erschienen; auch habe ich zu den im Verlage von Hirzel erschienenen „Neutralen Stimmen" (1916) eine größere Einleitung geschrieben, in der ich die Bedeutung dieser „Neutralen Stimmen" erörterte und mich über die damaligen Neutralen aussprach*.

So sehr ich aber das gute Recht meines Volkes verteidigte, so entschieden habe ich es mißbilligt, die geistigen Leistungen unserer Gegner zu schmähen und zu erniedrigen. Während des Krieges habe ich in meinen philosophischen Übungen sowohl die Bedeutung der französischen Philosophie als die der englischen in ihren Hauptwerken zusammenhängend behandelt; keiner der Teilnehmer hat davon etwas gemerkt, daß wir politisch in einem harten Kampfe mit jenen Völkern standen.

Endlich habe ich inmitten der Aufregungen des Krieges mein systematisches Hauptwerk „Mensch und Welt" zum Abschluß gebracht, auch verschiedene neue Auflagen meiner Bücher herausgegeben.

---

* Als dauernd beachtenswert erscheint mir die Abhandlung von Dr. Edwin J. Clapp, Professor der Nationalökonomie an der Universität New York (nach dem Manuskript übersetzt von M. Ihlé). Sie ist Ende April 1916 geschrieben, also noch vor dem Ausbruch des Krieges mit Amerika. Seite 32 heißt es dort: „Die meisten unter uns hierzulande betrachten diesen Krieg als einen Wirtschaftskrieg, sowohl seinen Ursachen als auch seiner Führung nach. Für uns ist der Krieg ein solcher zwischen England und Deutschland. Mag seine unmittelbare Ursache gewesen sein, welche sie will ...., hierzulande herrscht allgemein das Gefühl, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland im Ratschluß der Götter stand".

Seite 48: „Der Zweck der englischen Maßnahmen war, Deutschland auszuhungern".

Seite 49 heißt es inbezug auf die V. St.: „Wir unternahmen niemals irgendwelche ernsten Schritte zur Durchführung der heiligen Pflicht, die Rechte der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger zu wahren, wenn England diese Rechte verletzte".

Seite 53: „Wir bestehen streng auf dem Buchstaben des Gesetzes, wenn es sich um unser Recht handelt, Munition an die Alliierten zu verschiffen. Aber wir bestehen weder auf dem Buchstaben noch auf dem Geiste des Gesetzes, wenn es sich darum handelt, Nahrung an die friedlichen Bewohner zu verschiffen".

Seite 53: „Offensichtlich stehen sowohl unser Volk wie unsere Regierung auf seiten der Alliierten".

Seite 54: „Zunächst ist es unzweifelhaft, daß der amerikanische Botschafter, Herr Page, die Wahrheit sagte, als er vor einigen Jahren in London äußerte, Amerika werde englisch geleitet und englisch regiert".

Auch des Ausbruches des Krieges mit Amerika muß ich mit einigen Worten gedenken. Das Benehmen Amerikas war mir und vielen von uns eine große Enttäuschung; wir waren anfänglich überzeugt, daß wenigstens die akademischen Kreise ein volles Verständnis für die deutsche Lage hätten; Haeckel und ich haben gemeinsam ein Schreiben an die amerikanischen Universitäten zugunsten der deutschen Auffassung gerichtet. Bald aber hörten wir, daß die Stimmung, wenige Ausnahmen abgerechnet, gegen uns war. Ich kann noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß schließlich die geistig führenden Kreise sich von der sklavischen Abhängigkeit von der englischen Denkweise befreien und eigne Wege einschlagen werden. Dann werden sie auch uns Deutsche gerechter würdigen. Dem tatsächlichen Ausbruch des Krieges mit Amerika habe ich von Anfang an mit schweren Bedenken gegenüber gestanden; für mich war Amerika nicht ein fremdes Land, ich kannte zu gut seine unbegrenzten Hilfsmittel und auch die Energie, welche dieses Volk an eine einmal ergriffene, wenn auch zu Unrecht ergriffene, Sache zu setzen pflegt, um nicht große Schädigungen Deutschlands befürchten zu müssen. Zunächst schien es ja nicht so gefährlich, aber immer mehr verstärkte sich der Druck; ohne das Eingreifen Amerikas wären wir schwerlich unterlegen.

Inzwischen war die große Wendung am 19. Juli 1917 durch den bedauerlichen Reichstagsbeschluß erfolgt. Die hier getroffene Entscheidung mit ihrem kindlichen Vertrauen auf die edle Gesinnung der Gegner und mit ihrer grenzenlosen Unkenntnis menschlicher

---

Seite 55: „Unsere Unkenntnis von Deutschland ist ebenso groß gewesen wie unsere Kenntnis von England. — Was wir an Nachrichten über Deutschland erhielten, kam größtentells über England".

Seite 58: „Unsere Unkenntnis des Seelenzustandes in Deutschland wurde durch die englische Propaganda ausgenutzt. Die Engländer gaben uns eine Auffassung des Seelenzustandes von Deutschland, wie wir sie nach ihrem Wunsche haben sollten. — In diesen Vorstellungen war das Wort ‚Deutschland' mit den Begriffen ‚Heuchelei' und ‚Militarismus' gleichbedeutend".

Seite 59: „Das Gesagte mag vielleicht zur Erklärung dafür beitragen, weshalb die Regierung der Vereinigten Staaten in diesem Kriege eine halbneutrale Haltung angenommen hat, eine Haltung, die verlangt, daß die eine der kriegführenden Parteien den Buchstaben des Gesetzes beobachtet, während sie der anderen Partei gestattet, sowohl den Buchstaben als den Geist des Gesetzes zu verletzen. Mehr als die Hälfte des Volkes hierzulande, und anscheinend auch die Regierung in Washington, betrachtet die Alliierten als die Kämpfer für Demokratie und Freiheit gegen die Gewalten der Heuchelei und der grausamen Herrschsucht".

Dies alles muß erwägen, wer die Wendung Amerikas zum Kriege verstehen will; man war uns Deutschen von vornherein feindselig gesinnt und man konnte sich nicht in unsere Lage versetzen.

Seelenlagen mußte die Kraft und den Mut des Volkes lähmen; das war für Deutschland der zweite Unglückstag, der zweite dies ater, nach den Unglückstagen an der Marne. Trotzdem flackerte 1918 noch einmal die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang auf. Auch die intellektuellen Kräfte wurden nun zu höchster Anspannung aufgeboten; ich selbst wurde in jenen Monaten mit einer großen Fülle von Einladungen aus dem Osten und Westen bedacht. Ich mußte mich zwischen diesen Aufforderungen entscheiden und habe mich für Brüssel entschlossen, wohin ich mit einer größeren Zahl deutscher Professoren berufen war. Ich habe dort in dem glänzenden Saal des belgischen Senats fast Tag für Tag gesprochen, auf besonderen Wunsch der Militärbehörde auch einmal zur gesamten Garnison Brüssels. Von diesen Soldaten erhielt ich vortreffliche Eindrücke; die Unteroffiziere haben mich liebenswürdig aufgenommen, mir alle Einrichtungen gezeigt, sie wollten mich in jeder Weise erfreuen. Merkwürdig war es aber, daß in den Offizierskreisen keine Ahnung von einer inneren Gefahr vorhanden schien. Wiederholt habe ich mit Offizieren über die Aussichten und über den seelischen Stand unseres Volkes gesprochen, aber ich erhielt von jenen nur beruhigende Eindrücke: die Soldaten seien vortrefflich, die Waffen seien den anderen überlegen, neue Abwehrmittel seien in Vorbereitung; wohl betrachtete man die Sache als ernst, aber man war guten Mutes. Die Brüsseler Eindrücke waren für uns durchaus angenehm, wir Professoren bildeten einen Freundeskreis, den die gemeinsame Aufgabe eng verband. Wohltuend berührte auch das freundschaftliche Zusammengehen der katholischen und der protestantischen Gelehrten. Die gemeinsame Aufgabe des Vaterlandes hielt alle eng zusammen.

Voll solcher Eindrücke kehrte ich im April 1918 nach Jena zurück. Aber nun empfing mich hier eine recht trübe Nachricht, die Nachricht von einer ernstlichen Verwundung unseres lieben künftigen Schwiegersohnes Walt Jäger. Wir hatten diese Nachricht zunächst nicht für so schlimm gehalten, ja sogar gehofft, er würde zur vollen Heilung nach Jena kommen. Nun aber verschlimmerte sich sein Zustand, es war eine Knieverletzung, die von den Ärzten immer für recht ernst angesehen wird. Nach einer Anzahl von Tagen ist er zur ewigen Ruhe entschlafen. Er war das einzige Kind und der Stolz seiner Eltern, die alle Fürsorge und alle Mittel daran gesetzt hatten, ihm eine volle künstlerische Ausbildung zu geben; bei aller Tüchtigkeit seiner Allgemeinbildung, die er bis zur Universität fortsetzte, war nämlich seine Neigung und sein Streben ganz und gar der Musik zugewandt. Er hat volle drei Jahre in Brüssel studiert und dort einen großen Preis als Pianist erhalten. Auch als Komponist hatte er sich schon in hervorragender Weise betätigt.

Die Beziehung zu meiner Tochter ging ebenfalls von der Muſik aus. Eine Reihe von Jahren war dieſe Beziehung überwiegend künſtleriſch, dann aber fanden unter den Gefahren des Krieges ſich die jungen Seelen zuſammen; ſie lebten in der Hoffnung, bald zu heiraten und ein eigenes Heim zu begründen. Eine Anzahl von Konzerten haben die beiden gemeinſam gegeben, ſo z. B. in Hannover und Bremen. Die dortigen Freunde wie die dortigen Zeitungen waren entzückt von dem künſtleriſchen Zuſammenwirken, das hier in Geſang und Begleitung geboten wurde. Man hätte, ſo meinten jene, in dem Künſtleriſchen unmittelbar auch die ſeeliſche Einheit des Zuſammenklingens in wohltuender, ja ergreifender Weiſe erfahren. Nun kam der Tod des Mannes, der durch die ganzen Kriegsjahre hindurch die lauterſte und tapferſte Geſinnung bewieſen hatte; wir aber mußten uns damit begnügen, ſein Andenken zu pflegen und ſeine Beſtattung in Jena in würdiger Weiſe auszuführen. Das iſt nur ein einzelner Fall von unzähligen anderen, aber in ihm ſpiegelt ſich ein gemeinſames Schickſal: nie hat ein Krieg ſo tief in die perſönlichen Verhältniſſe eingegriffen, nie ſo viel Lebensgedeihen geknickt.

Es widerſtrebt mir, den weiteren Fortgang des Krieges zu verfolgen und dem kläglichen Zuſammenbruch der deutſchen Macht und des deutſchen Willens nachzugehen. Das war wohl der traurigſte Augenblick der ganzen deutſchen Geſchichte, als ein Teil des deutſchen Volkes ſich ſelbſt untreu wurde und alles Gefühl für Scham und Ehre ablegte. Schweigen wir lieber von dieſen traurigen Vorgängen, ſie haben das deutſche Leben um weite Zeiten zurückgeworfen.

Erwägungen.

Der Staatsmann muß ſich mit dieſen Vorgängen unmittelbar auseinanderſetzen, der Philoſoph kann nicht umhin, auf die letzten Gründe der Überzeugung zurückzugehen. Zunächſt muß er zu dem uralten Problem einer ſittlichen Ordnung der menſchlichen Geſchicke Stellung nehmen. Daß unſere äußeren Geſchicke nicht dem inneren Verhalten entſprechen, daß Glück und Glückswürdigkeit oft weit auseinandergehen, das iſt eine alte Erfahrung; aber wohl nie iſt dieſe Erfahrung in ſo furchtbaren Zügen der Menſchheit eingeprägt worden, wie es jetzt geſchehen iſt. Nicht nur ſchien eine dunkle Macht, ein blinder Zufall, über Leben und Wohlergehen Unzähliger zu entſcheiden, noch ſchlimmer war es, daß dieſe gewaltigen Kämpfe keine ſittliche Ordnung zeigten. Wir fanden eine erſchütternde Bindung des Höheren an ein Niederes, eines Edlen an ein Gemeines, eines Weſenhaften an ein Nichtiges. Mag der Menſch in ſeinem

Kreiſe eine gewiſſe Ausgleichung von Schickſal und Schuld ſuchen, ihm fehlt die Macht, um das durchzuführen; in unſerem menſchlichen Zuſammenſein ſiegt nicht das Anſichgute und Anſichwahre, ſondern es ſiegt das, was auf die Menſchen, wie ſie einmal ſind, wirkt, es ſiegt, was ſich in greifbare Leiſtung umſetzt, es ſiegt die Kraft, die Gutes und Böſes als gleichwertig behandelt, die auch ſchlechteſte Mittel, wie Liſt und Betrug, unbedenklich verwendet; die Hauptſache iſt auf dieſem Boden ſich durchzuſetzen, alles Halbwollen und alles Schwanken in den Zielen auszutreiben.

So müſſen wir offen bekennen, daß unſere Welt, wie die Menſchengeſchichte ſie bietet, kein Reich der Vernunft iſt, eher kann ſie als eine Miſchung von Vernunft und Unvernunft erſcheinen, als ein Kind von Vernunft und dunkler Notwendigkeit, um einen Ausdruck Platos zu gebrauchen. Die Menſchheit hat ſich zu dieſem Problem in verſchiedenen Zeiten verſchieden verhalten. Das alte Chriſtentum folgte dem Gedanken der Ohnmacht des Guten gegenüber feindlichen Mächten innerhalb unſerer Erfahrung. Es fehlte ihm alle Hoffnung, daß der Lauf der Zeiten das beſſere, daß etwa eine den Dingen innewohnende Ordnung die Weltgeſchichte zu einem Weltgericht geſtalte; der Verzicht auf dieſe Hoffnung war aber nur möglich bei dem felſenfeſten Glauben an die Wirklichkeit einer höheren Welt. Die Neuzeit war anderer Überzeugung, ihr wurde die Welt zu einer Selbſtentwicklung der Vernunft, an dieſe Selbſtentwicklung hing ſie alles Glauben und alle Hoffnung. Wir Kinder der Gegenwart kommen demgegenüber in eine ungeheure Verwicklung. Wir können nicht mit den alten Chriſten den Lauf der Welt gehen laſſen, wie er geht, wir müſſen mit allen Kräften für eine Hebung des Weltſtandes wirken. Aber zugleich haben wir den Menſchenglauben verloren, welcher frühere Zeiten, namentlich die Aufklärung, beſeelte. Wir ſtehen jetzt vor einem unentrinnbaren Dilemma: entweder erſtrebt die Menſchheit etwas Unmögliches, indem ſie ſich auf die Kraft des bloßen Menſchen ſtellt, oder wir müſſen das Walten einer überlegenen Macht, eines ſchaffenden Weltwillens, anerkennen; nur von ihm getragen und gehoben, können wir als Soldaten Gottes einen Kampf gegen das Dunkle und Böſe um uns und in uns aufnehmen. Nur von einem überlegenen Geiſtesleben aus kann ſich uns der Blick auf die Wirklichkeit aufhellen: unſere Welt mit ihren ſchweren Hemmungen und Verwicklungen kann nicht das Ganze der Wirklichkeit bilden, ſie muß eine beſondere Art beſitzen und eine beſondere Stellung einnehmen; ſie muß in einem weiteren Zuſammenhange ſtehen, um irgendwelchen Sinn und die unentbehrliche Kraft zu erlangen. Das aber verlangt eine Umwälzung des gewöhnlichen Weltanblickes; wir müſſen einerſeits anerkennen, daß wir einer Welt des Kampfes und

der Arbeit, nicht der Vollendung, angehören, andererſeits aber müſſen wir an einer überwindenden Geiſtigkeit als an einer Stufe des ſelbſtändigen Schaffens teilhaben. Eine ſolche Wendung iſt tatſächlich erfolgt; ſie erweiſt ſich uns ſowohl in der Bildung eines eignen weltüberlegenen und weltumfaſſenden perſönlichen Lebens, als auch in der Eröffnung einer ſelbſtändigen Geiſteswelt, ja eines Reiches Gottes, das alle politiſche und ſoziale Geſellſchaft als eine bloßmenſchliche Gemeinſchaft unvergleichlich überſchreitet und ein inneres Gelingen des gemeinſamen Lebens erſt möglich macht.

Von hier aus ergibt ſich ein eigentümliches Weltbild, das unſere Geſchicke ſcharf beleuchtet. Unſere Wirklichkeit verläuft nicht auf einer einzigen Fläche, ſondern ſie enthält drei verſchiedene Stufen geiſtigen Lebens; dieſes Leben ſelbſt hebt ſich deutlich ab von dem bloßen Daſein, das die ſinnliche Erfahrung an uns bringt, es erweiſt ſich als eine Tatwelt, als ein Reich des Aktivismus. Aber dieſes Reich ſelbſt enthält eine innere Bewegung und einen durchgehenden Aufſtieg: zunächſt gilt es eine grundlegende Geiſtigkeit zu erringen, ſie bildet ein eignes Leben gegenüber der Beziehungswelt der Natur, ſie iſt auch die Vorausſetzung aller Erziehung und Bildung; ſodann erſcheint gegenüber den ungeheuren Verwicklungen unſeres Weltſtandes um uns und in uns eine kämpfende Geiſtigkeit, ſie iſt der Hauptplatz der menſchlichen Tätigkeit, die Stätte unſerer Arbeit; aber alle Arbeit kann uns auch beim Gelingen nicht genügen, dem Worte „Arbeiten und nicht verzweifeln" iſt die Erwägung entgegenzuſetzen, daß die bloße Arbeit ohne ein überlegenes Ziel den denkenden Menſchen unvermeidlich zur Verzweiflung treibt; erſt eine überwindende Geiſtigkeit eröffnet die Ausſicht und verſpricht die Kraft zur Vollendung, erſt ſie gewährt dem Menſchenleben den unentbehrlichen Halt und ein feſtes Ziel. Die aus dem Zuſammenwirken dieſer Stufen und ihrer Auseinanderſetzung entſtehende Bewegung durchdringt die Weltgeſchichte, an ihr muß auch der Einzelne teilnehmen, dem das Leben ſich voll entfaltet und dem ſich die Fülle ſeiner Erfahrung erſchließt. Der Stand der Welt, der uns umfängt, mit ſeiner Unfertigkeit und mit ſeinen Widerſprüchen, mit ſeinem Angewieſenſein auf eine der Verwicklung überlegene Ordnung kann nicht das Ganze der Wirklichkeit ſein und nicht in ſich ſelbſt den Abſchluß tragen; er muß ein Ausſchnitt einer weiteren Wirklichkeit, eine beſondere Art des Lebens ſein, die urſprünglicherer Gründe und Zuſammenhänge bedarf, um überhaupt zu beſtehen und einen Sinn zu ergeben. So ſehr wir aber auf das Wirken einer ſelbſtändigen Geiſtigkeit angewieſen ſind, ihre nähere Geſtaltung fällt unter die Formen und Grenzen der Arbeitswelt; daher müſſen unſerem Leben für die höchſten Ziele Bilder und Umriſſe genügen. Für die Geſinnung aber bedarf es eines

Heroismus, der durch alles Nein hindurch zuversichtlich auf ein Ja gerichtet ist und dies allen Widerständen entgegenhält. Unser Leben behält auch dann einen Sinn und Wert, wenn es mehr ein inneres Vordringen als ein äußeres Überwinden, mehr ein Wecken und Sammeln der Kräfte als ein volles Erreichen des Zieles ist, wenn es in Zusammenhängen steht, die wir nicht klar durchschauen. So dachte auch Luther, wenn er sagte: „Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Gange und Schwange, es ist nicht das Ende, aber der Weg. Es glühet und glänzet nicht alles, es feget sich aber alles". Uns Menschen treibt aber eine solche Lage der Dinge dazu, alle Kraft für das Gute und Wahre aufzubieten, alle Unklarheit auszutreiben, die Dinge nicht gehen zu lassen, wie sie gehen, sondern ihnen ein Reich eines schaffenden Weltwillens mit seiner Ewigkeit, seiner Unendlichkeit, seinem Beisichselbstsein entgegenzusetzen. Von da aus müssen sich alle Größen und Werte wesentlich verändern, in dieser Gedanken- und Geisteswelt werden uns auch die Zweifel am Bestehen einer geistigen und sittlichen Ordnung bei aller Schwierigkeit nicht ungerüstet finden.

Das Ganze des menschlichen Lebens trägt vorwiegend die Signatur des Kampfes, aber der Kampf kann verschiedene Grade haben; es ist nicht zu bezweifeln, daß er heute eine besondere Höhe und Spannung erreicht hat. Wie wir früher sahen, vollzieht sich das weltgeschichtliche Leben auf seinen Höhen in großen Zusammenhängen, Syntagmen, wie wir sie nannten; nur diese Zusammenhänge verleihen ihm einen geistigen Charakter, ohne sie zerfällt es in lauter einzelne Bruchstücke. Solcher Lebenszusammenhänge zeigt bekanntlich unser westlicher Kulturkreis drei: die antike Welt mit ihrer Herrschaft der Gestaltung, die christlich-religiöse mit ihrer Seelenvertiefung, die moderne mit ihrer Kraftentwicklung; so sind Form, Gesinnung, Kraft die Hauptzüge der Bewegung. Die gegenwärtige Lage aber schwankt haltlos zwischen jenen verschiedenen Lösungen, sie empfindet stark das Bedürfnis eines neuen Lebenszusammenhanges, der den Wahrheitsgehalt aller früheren Leistungen in sich aufnehme und ihn zugleich einer neuen Höhe zuführe; aber sie findet einstweilen nicht einen sicheren Weg zum Ziele. Es ist namentlich das Zusammenwirken zweier großer Probleme, deren Zusammenstoß die ganze Menschheit fieberhaft bewegt und alles Wohlergehen zu zerstören droht. An erster Stelle fehlt dem modernen Leben seit Jahrhunderten ein fester Mittelpunkt und ein genügender Lebensinhalt. Gegenüber der zu engen und gebundenen mittelalterlichen Art erhob sich ein gewaltiges Streben, alle Kräfte zu entwickeln und diese Entwicklung zur Hauptaufgabe zu machen. Aber so Hervorragendes in diesem Streben geleistet wurde, ihm fehlt eine innere Einheit und damit

ein volles Beisichselbstsein; das bloße Streben nach Leben kann unmöglich das Leben ausfüllen, es weist zwingend über sich selbst hinaus zu einem Reich der Inhalte. Mehr und mehr hat diese Lage allen inneren Zusammenhang aufgegeben, immer weniger können wir der sinnlichen Welt eine unsichtbare entgegensetzen. Und doch können wir von einer solchen nicht lassen, wenn nicht das Leben uns allen Sinn und Wert verlieren soll. So umfängt uns heute ein peinlicher Widerspruch. Dieser Widerspruch wird immer unerträglicher, er erschüttert immer mehr die elementaren Grundlagen des menschlichen Zusammenseins; alles was wir bisher als feste Stützen betrachteten und schätzten, ist wankend geworden; vieles, was bisher als selbstverständlich galt, ist jetzt zu einem schweren, kaum lösbaren Problem geworden; im besonderen erfahren wir in trauriger Weise einerseits eine Verweichlichung, andererseits eine Verwilderung des Lebens. So ist die geistige und moralische Kräftigung, ja Umwälzung das dringendste Problem; wir bedürfen einer gründlichen Erneuerung des Geisteslebens.

Dieses Problem ist latenter Art, es zieht sich durch die Jahrhunderte. Aber zu einem akuten ist es geworden durch das stürmische Auftreten und Vordringen der sozialen Frage. Diese Wendung begann mit dem Herrwerden des Menschen über die Naturkräfte; das dünkte mit Recht zunächst als ein großer und unbestreitbarer Gewinn. Aber diesem Gewinn sind ungeheure Verwicklungen entsprungen. Die Art der Arbeit wurde völlig verändert, es fiel das persönliche Verhältnis des Menschen zu seinem eigenen Werke weg, die Arbeit emanzipierte sich vom Menschen, sie schoß in unübersehbare Komplexe zusammen, die mehr und mehr eigene Kräfte erzeugten und eigenen Gesetzen folgten. Damit entstand ein schroffer Konflikt zwischen Arbeit und Seele, zwischen Objekt und Subjekt; das Subjekt gab sich als die Hauptsache, es wollte nicht ein bloßes Mittel und Werkzeug der Arbeit bleiben. Diese Entwicklung ergab schwerste Konflikte, deren Wirken und Walten uns unmittelbar umfängt. Unzweifelhaft ist dadurch manches im Stand der Menschheit dauernd verändert und gefördert; so haben wir z. B. das Selbständigwerden eines Arbeiterstandes als einen Gewinn der Menschheit zu begrüßen, so stehen wir weiter bei dem gewaltigen Problem der Schichtung der menschlichen Gesellschaft. Lange Jahrtausende haben die Menschheit in zwei Hauptschichten geschieden: die eine sollte führen, die andere folgen, die eine herrschen, die andere dienen; diese Scheidung nahm verschiedene Gestaltungen an, aber die Grundtatsache dünkte unantastbar. Nun aber ist das Problem in vollen Fluß geraten; immer stürmischer erhebt sich die Forderung einer vollen Gleichheit

der Menſchen, alle Ungleichheit wird von einem groſsen Zuge der Menſchheit als eine Ungerechtigkeit verpönt, es wird eine klaſſenloſe Geſellſchaft als ein unbedingtes Recht gefordert. Dieſer Wendung widerſteht aber die Tatſache, daſs nicht nur die Natur die Menſchen verſchieden ausſtattet, ſondern daſs auch die Kultur zu ihrer Entwicklung deutlicher Abſtände bedarf und eine Zerlegung des Zuſammenlebens in eine höhere und eine niedere Schicht verlangt; verwerflich iſt eine ſolche Scheidung nur, wenn ſie bloſs beſonderen Klaſſen, nicht den Zwecken des Ganzen dient. Jene Zerlegung begründet ſich aus der Notwendigkeit, einem begrenzten Lebenskreiſe die Hauptſorge für die geiſtige Selbſterhaltung der Menſchheit zuzuweiſen. Ein ſolcher Kreis kann nicht beſtehen und gedeihen ohne ein gegenſeitiges Ineinandergreifen und einen feſten Zuſammenhang des Wirkens über die Individuen hinaus, nicht ohne die Bildung einer Tradition, welche die Arbeit der Menſchheit in ſich aufnimmt und ſie fortführt, auch nicht ohne eine Befreiung von der dringenden Not des phyſiſchen Daſeins; auch fordert er durchgebildete Denkweiſen und Methoden, nicht nur einzelne Leiſtungen und Handgriffe. Unmöglich können wir das alles wegwerfen, um dem Trugbild einer klaſſenloſen Geſellſchaft anzuhangen, die ſich bald als eine kultur- und geiſtloſe erweiſen müſste. Zugleich aber iſt eine eigentümliche Lebensgeſtaltung entſtanden, welche alles Gedeihen vom wirtſchaftlichen Wohlergehen erwartet, damit alle ſelbſtändige und ſelbſtwertige Geiſtigkeit leugnet und alles Schaffen auf den bloſsen Menſchen ſtellt; daraus erwächſt ein ſchroffer Konflikt zwiſchen Menſch und Geiſt, eine Menſchheitsvergötterung, bei welcher der Menſch in ſeiner eigenen Meinung zeitweilig vordringen mag, die aber in Wahrheit eine innere Zerſtörung bedeutet.

Die Entwicklung, welche die Neuzeit und namentlich die neueſte Zeit in dieſer Richtung nahm, ſie iſt nicht ohne Tragik. Die Menſchheit der Gegenwart will — wenigſtens will das ein groſser Strom — alle inneren Zuſammenhänge aufgeben und lediglich der eigenen Kraft vertrauen. Durch eine engere Verbindung der Elemente glaubt ſie allen Aufgaben gewachſen zu ſein, ſie möchte in unabläſſigem Emporſtreben einen Turm bis zum Himmel bauen. Aber dieſe Denkweiſe muſs mit ihrer Ablöſung des Menſchen von allen inneren Zuſammenhängen die Bedingungen echter Gröſse zerſtören, ſie wird zugleich die Menſchheit innerlich ſpalten und in eine volle Zerwerfung treiben, bis ſchlieſslich das Machtgebot eines Diktators alles unter ſich zwingt. Solche Gefahren ſtehen vor Augen; es gilt eine Entſcheidung zu treffen, ob die in der gegenwärtigen Menſchheit wirkenden Kräfte ſtark genug ſind, dieſe Wendung zu verhüten, den unverkennbaren Wahrheitsgehalt der

ſozialiſtiſchen Bewegung dem Ganzen des Lebens einzufügen und ihn zu aſſimilieren, oder ob unſere Kultur einer Auflöſung entgegengeht. Es wäre ja möglich, daß erſt eine kraſſe Verneinung alles ſelbſtändigen Innenlebens erforderlich wäre, um der Menſchheit durch einen indirekten Beweis die Unentbehrlichkeit desſelben nachdrücklich zum Bewußtſein zu bringen und dadurch dem gemeinſamen Leben wieder zu dem Wahrheitsgehalt zu verhelfen, den wir heute ſchmerzlich vermiſſen.

So ſtehen wir vor einer ſchweren Aufgabe. Eine glückliche Löſung jener Verwicklung iſt nur möglich, wenn es gelingt, die beiden großen Zeitprobleme aneinander zu bringen. Es gilt, das Geiſtesproblem und das Menſchenproblem miteinander zu verbinden und in eine fruchtbare Wechſelwirkung zu ſetzen; das Geiſtesproblem muß dabei voranſtehen, aber auch der Menſch fordert ſein gutes Recht; ob eine Verſtändigung beider Bewegungen gefunden wird, das entſcheidet über das Schickſal der nächſten Zeiten. Das verlangt aber ſowohl urſprüngliche, ja große Menſchen als aufhellende und erhöhende Geiſtesmächte; beides zuſammen bedarf eines Wirkens der überlegenen Lebensmacht, die unſer Leben und Wirken bedingt und trägt.

Dieſe Nöte und Wirren treffen namentlich hart das deutſche Volk mit ſeinem reichen Kulturbeſitz, aber ſeiner gegenwärtigen politiſchen und wirtſchaftlichen Zerrüttung.

Bedenkliche Schwächen der deutſchen Art ſind unverkennbar. Wir Deutſche ſind mehr Intelligenzmenſchen als Willensmenſchen, wir ſtellen uns zu ſehr auf den freiſchwebenden Verſtand, wir finden uns ſehr ſchwer und nur in ſchlimmſter Not zur Bildung eines gemeinſamen Willens. Ferner entbehren wir eines feſten nationalen und politiſchen Inſtinkts, wie ihn manche andere Völker beſitzen. Aber unterſchätzen wir auch das Große nicht, was in uns liegt und was die Geſchichte bezeugt! Nirgends erſcheint eine ſo große Urſprünglichkeit des geiſtigen Schaffens, ein ſolches Vordringen zu den letzten Weſenstiefen, ein ſolches Wirken aus dem Ganzen und Innern des Lebens; zugleich dürfen wir unſere Leiſtung in Wiſſenſchaft, Kunſt und Technik den Leiſtungen aller anderen Völker zur Seite ſtellen; auch in den ſchließlich ſo traurigen Kriegsjahren hat das deutſche Volk eine hervorragende Kraft und Geſinnung erwieſen. Ein ſolches Volk hat ſich noch nicht überlebt; es mag gegenwärtig krank ſein, aber wir dürfen darauf vertrauen, daß es wieder geſunde; das ihm innewohnende Vermögen einer Lebenserweiterung und Lebensvertiefung iſt dem Ganzen der Menſchheit unentbehrlich.

Ausklang.

Nach solchen Erwägungen möchte ich den Faden der früheren Darstellung wieder aufnehmen. Im Verlauf des Jahres 1918 erhielt ich zunächst die Einladung, die Erinnerungsrede auf den vor hundert Jahren geborenen Großherzog Carl Alexander zu halten. Ich habe diese Aufgabe deshalb gern ergriffen, weil ich den verstorbenen Großherzog aufrichtig schätzte. Er war von ehrlicher Hochachtung für Kunst und Wissenschaft erfüllt und mit besten Kräften um seine Aufgabe bemüht. Er hatte die volle Erinnerung an Goethe, mit dem er sich näher beschäftigte und von dem er täglich irgendwelchen Abschnitt las. Die Pietät war ein Grundzug seines Charakters. Leider hat eine Lungenentzündung es mir unmöglich gemacht, diese Rede zu halten; ich habe aber in „Westermanns Monatsheften" ein Bild jenes Fürsten gegeben, der oft unbillig beurteilt wurde. Jene Lungenentzündung war gefährlicher, als sie mir selbst schien; ohne die sehr einsichtige und treue Pflege der Meinigen wäre ich schwerlich durchgekommen. Ich habe mich langsam erholt und konnte zunächst nur recht vorsichtig meine Arbeit wiederaufnehmen. Dann aber hat ein Aufenthalt im Schwarzwald mich sehr erfrischt und mir die Arbeitskraft wieder geschenkt.

Inzwischen war aber jene große Umwälzung eingetreten. Es stand mir sofort fest, daß ich nach bestem Vermögen für das gefährdete deutsche Leben zu wirken habe. So habe ich sofort nach jener Katastrophe noch 1918 die Schrift veröffentlicht „Was bleibt unser Halt?", die gleich mehrere Auflagen erlebte. Bald darauf schrieb ich eine weitere Abhandlung über „Die deutsche Freiheit", in der ich den deutschen Begriff der Freiheit im Unterschied von dessen Fassung bei den anderen Völkern zu erläutern und zu begründen suchte. Zugleich beschäftigten mich verschiedene Auflagen meiner Bücher; es ist augenscheinlich, daß eben jetzt sich viele Gemüter zur Philosophie flüchten und einen Halt von ihr erhoffen. Dann schrieb ich eine Schrift über den „Sozialismus und seine Lebensgestaltung", die 1920 bei Reclam erschienen ist. Die sozialen Probleme waren mir von früh an nahe getreten; nun aber schien der Sozialismus das ganze Leben unter sich zu bringen, und der Philosoph mußte die Frage aufwerfen, welche Folgen daraus für das menschliche Leben hervorgehen werden*.

---

* Siehe Anhang.

Unter den daraus erwachsenden, immerfort anschwellenden Aufgaben mußte ich mich gewissenhaft mit der Frage befassen, ob es nicht meine Pflicht sei, in den akademischen Ruhestand zu treten und mich ausschließlich den philosophischen und nationalen Aufgaben zu widmen. Eine äußere Nötigung dazu lag nicht vor; meine Vorlesungen zeigten kein Sinken, das letzte Semester, in dem ich las, zeigte die höchste Hörerzahl, welche ich je in der akademischen Tätigkeit erreichte. Die Entscheidung fiel mir nicht leicht. Sie forderte nicht nur äußere Opfer. Ich habe überhaupt die akademische Tätigkeit sowohl wegen ihrer unmittelbaren Berührung mit der aufstrebenden Jugend als wegen des kollegialischen Zusammenwirkens stets als ein hohes Gut betrachtet und habe daraus wertvollste Anregungen geschöpft. Über die literarische Aufgabe und die Forderung, alle Kraft an die Gesundung unseres schwer erschütterten Lebens zu setzen, mußte den Ausschlag geben. So habe ich mich entschlossen, in den Ruhestand zu treten, was im April 1920 geschehen ist. Ich hoffe, auch nach meinem amtlichen Scheiden meine alte Universität fördern zu können, wenn auch nicht unmittelbar, so doch ideell. Der Universität Jena, der ich 46 Jahre angehörte, bewahre ich das dankbarste Andenken. Es war für mich ein Glück, daß ich nach Jena kam und dort dauernd blieb. Das Grundelement der jenaischen Luft und Art ist volle geistige Freiheit. Mag dieser Vorzug zunächst negativ erscheinen, ich mußte darin einen positiven Gewinn anerkennen, daß jeder seine besondere Art auszubilden vermag, daß man sich gegenseitig keine Hemmnisse bereitet, und daß man jeder ausgeprägten und tätigen Individualität Schätzung entgegenbringt. Dazu kam die große Tradition, die jedem einzelnen hohe Maße vorhält, endlich — und das besonders — die wundervolle Natur, die sich eng an den Menschen anschmiegt.

Ich kann die Hoffnung und den Wunsch nicht unterdrücken, den Universitäten möge es gelingen, die Gefahren glücklich zu überwinden, die in der Gegenwart liegen. Zwiefache Gefahren sind unverkennbar: einmal die, daß die Universität sich zu sehr in eine Fülle einzelner Fächer auflöst, und daß bei solcher Wendung unser Volk die ihm unentbehrlichen geistigen Führer nicht genügend von den Universitäten erhält; sodann aber die, daß das Bestreben, möglichst viele zum akademischen Studium zu führen, den Charakter einer Forschungsanstalt abschwächt*. Je mehr die Universitäten

* Ich möchte dazu eine Stelle aus meinen „Geistigen Strömungen" (6. Auflage, Seite 304/5) anführen: „Wenn die Sozialkultur nach möglichster Gleichheit strebt, so ist gewiß die Absicht der Besten, das Gesamtniveau zu heben, möglichst viele möglichst alle auf die Höhe zu führen, ohne diese irgendwie zu

geiſtige Kraft erzeugen und zur Konzentration des Lebens wirken, deſto eher wird ihnen möglich ſein, jene Gefahren zu überwinden.

Daß mir der Ruheſtand nicht eine Ausruhe iſt, das hat ſchon dieſes Jahr genügend erwieſen. Im April dieſes Jahres folgte ich einer dringenden Einladung des norwegiſchen chriſtlichen Studentenbundes. Dieſe Studentenſchaft hatte mich während des Krieges ſchon zweimal dorthin eingeladen, aber erſt nach ſeiner Beendigung war es mir möglich, dieſer dritten Einladung zu folgen. Die Hauptſache war hier zunächſt die Religionsphiloſophie mit ihren brennenden Problemen. Aber der Intereſſenkreis dehnte ſich weiter aus, und ich hatte namentlich in einer von mir angeſetzten Sprechſtunde die beſte Gelegenheit, mit ſehr tüchtigen Perſönlichkeiten die Fragen der Gegenwart zu erörtern. Ähnlich ging es an der Techniſchen Hochſchule zu Drontheim, wo die religiöſen Fragen natürlich nur gelegentlich geſtreift wurden, die allgemeineren Lebensfragen aber im Vordergrunde ſtanden. Es war überhaupt mein Hauptſtreben, die philoſophiſchen Fragen mit der lebendigen Gegenwart in enger Beziehung zu halten. Ich wurde mit meiner Tochter überall ſehr freundlich empfangen; auch der Deutſche Klub in Kopenhagen konnte es wagen, einen Begrüßungsabend zu veranſtalten, an dem mehr als 300 Mitglieder der erſten Geſellſchaft (in der Mehrzahl Dänen) teilnahmen.

Sodann brachte mir das Jahr 1920 ſehr wertvolle Beziehungen zu China. Anfang des Jahres erhielt ich den Beſuch des chineſiſchen Finanzminiſters Liang-Chi-Chao, der an der Friedenskonferenz in Verſailles teilnahm und von dort in Begleitung zweier chineſiſcher Profeſſoren nach Jena kam, um mit mir zu ſprechen. Dieſer ſehr bedeutende, auch literariſch hervorragende Staatsmann hielt es für wichtig, mit meinem philoſophiſchen Idealismus und Aktivismus eine enge Fühlung zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke wird eine chineſiſche Überſetzung meiner Hauptwerke, zunächſt der „Geiſtigen Strömungen“ geplant, und ein ſehr begabter und ſympathiſcher Profeſſor aus Peking hat vier Sommermonate hier

---

verringern. Aber die Natur der Dinge iſt hier ſtärker als die Abſicht der Menſchen. Unvermerkt wird der Stand des Aufnehmenden zum Maß der geiſtigen Bewegung, und es ſinkt damit unvermeidlich die Höhe des Ganzen; auch läßt ſich die Arbeit nicht vorwiegend auf die Wirkung bei anderen richten, ohne damit an eignem Gehalt einzubüßen. — Aus der Verbreiterung muß eine Verflachung werden, wenn nicht eine Urerzeugung erfolgt, welche jener die Wage hält. Das iſt das große Problem und die Gefahr der Gegenwart, über dem Bemühen nach allſeitiger Mitteilung den Gehalt des Lebens zu ſchwächen, über der Sorge um den einzelnen Menſchen das Ganze des Menſchenweſens zu ſinken laſſen.

in Jena zugebracht, um ſich ganz in meine Gedankenwelt und zugleich in den deutſchen Idealismus zu verſetzen; nach ſeiner Rückkehr nach China wird er jene Aufgabe zu Ende führen. Bei dieſen Fragen ſcheidet das religiöſe Problem völlig aus, in Frage ſteht der Grundgedanke eines aktiviſtiſchen Idealismus überhaupt.

In der neueſten Zeit habe ich ſeitens der finnländiſchen Univerſität Helſingfors eine ſehr herzliche Einladung empfangen, dort einige Zeit zu verweilen und auch einige Vorträge zu halten. Ich hoffe, dieſer Einladung zuſammen mit meiner Frau im nächſten Frühling Folge leiſten zu können. In den Finnen ſchätze ich aufrichtig ein Volk, das unter ſchweren Lebensbedingungen tapfer und treu ſeine Aufgabe erfüllte, das mit großer Energie alle Kulturaufgaben der Gegenwart ſich aneignete und darin Bedeutendes leiſtete; dazu mußte mich herzlich erfreuen die enge Beziehung zum deutſchen Geiſtesleben und zur deutſchen Sprache, welche dort vorhanden iſt.

Im Sommer 1920 war ich auch beteiligt an den Beſtrebungen, eine größere Anzahl von ſchwediſchen Lehrern und Lehrerinnen zu wiſſenſchaftlichen Kurſen nach Jena zu ziehen; es haben ſich dazu mehr als 400 Teilnehmer eingefunden, und wir haben gegenſeitig den beſten Eindruck empfangen. Ich betrachte es als eine ſehr wichtige Sache, daß eine enge geiſtige Verbindung Deutſchlands und des germaniſchen Nordens zuſtande kommt. Die daraus erwachſende Stärkung einer Inhaltskultur iſt für das Ganze des Kulturlebens unentbehrlich.

Das Bedürfnis nach mehr geiſtiger Einheit des menſchlichen Lebens und die Beſtrebungen nach mehr moraliſcher Stärkung des deutſchen Lebens haben zur Begründung eines Eucken-Bundes geführt. Seine erſte Jahresverſammlung fand am 6. Oktober 1920 in Jena ſtatt und vereinigte hier zahlreiche Teilnehmer aus den verſchiedenſten Geſellſchaftskreiſen und Gegenden Deutſchlands; ſie beſchloß einmütig eine feſtere Organiſation des raſch aufſtrebenden Bundes, deſſen Richtlinien in meiner Schrift „Unſere Forderung an das Leben“ (1920) enthalten ſind.

Gegen Ende meines Lebens kann ich nicht umhin, der zahlreichen Freunde und Schüler zu gedenken, welche vor mir geſchieden ſind. Der Lauf meines Lebens hat mich über die gelehrten Kreiſe hinaus mit manchen Autoren und Künſtlern zuſammengeführt, und ich habe die mir von dieſen Kreiſen gewährte Förderung und Freundſchaft als einen großen Gewinn betrachtet. So verband mich eine gegenſeitige Schätzung mit Hilty, der mir noch unmittelbar vor ſeinem Tode ſeine herzliche Geſinnung bekundete; ſo hatte ich eine dauernde Freundſchaft mit Ernſt von Wildenbruch,

deſſen aufrichtige und aufrechte Denkweiſe ich aufs höchſte ſchätzte; ſo lernte ich in Hodler, deſſen Bild aus den Freiheitskriegen in der Jenaer Univerſität der Anregung meiner Frau zu verdanken iſt, einen kraftvollen und gedankenreichen Künſtler kennen*; endlich verknüpfte mich eine enge Freundſchaft mit Max Reger, der ſchönſte Pläne in ſich trug und ſo früh ſcheiden mußte. Unter den früheren Kollegen vermißte ich aufrichtig Liebmann, deſſen feſte und tüchtige Art mir ſehr ſympathiſch war; in der neueſten Zeit aber habe ich an Falckenberg einen aufrichtigen Freund und einen Mann von wahrer Herzensgüte und Treue verloren. Beſonders muß ich auch der früheren Schüler gedenken, die ihr junges Leben willig für das Vaterland einſetzten; überhaupt erinnere ich mich mit viel Wehmut der vielen vortrefflichen jungen Kräfte, welche vor mir ihren Weg vollendeten**.

Man ſieht bei ſolchem Rückblick, daß man alt wird, aber das Alter braucht die Herzlichkeit der Geſinnung und die Treue des Andenkens nicht zu vermindern.

---

* Es war ſehr bedauerlich, daß Hodler wegen der Unterzeichnung einer Adreſſe gegen die vermeintliche Zerſtörung der Kathedrale von Reims als ein Feind der Deutſchen erſchien. Jene falſche Nachricht ging damals durch die ganze alliierte Preſſe, und Hodler, der kaum je eine Zeitung las, war nicht der Mann, jene falſche Nachricht zu prüfen. Allerdings war es tadelnswert, daß er, auf den wirklichen Tatbeſtand aufmerkſam gemacht, nicht offen und ehrlich jene Unterſchrift zurückzog. Damit hatte unſere Freundſchaft ein Ende, aber ich betrachte ihn dauernd als einen großen Künſtler deutſcher Art.

** So gedenke ich unter den Eindrücken der letzten Monate namentlich des hochbegabten und charaktervollen Guſtav Robert-Tornow, der ſowohl in der Philoſophie als in der Muſik zu höchſten Zielen ſtrebte, und der mit inniger Treue an mir hing. Er vornehmlich hat mit größtem Eifer darauf gedrungen, daß ich meine Lebenserinnerungen niederſchreiben und veröffentlichen möchte.

Schluß.

Wenn ich am Schluß des Weges einen Rückblick auf meine Lebensarbeit werfe, so muß ich es dankbar anerkennen, daß ich nicht von zufälligen und wechselnden Anregungen getrieben wurde, sondern daß mein Streben einen inneren Zusammenhang hatte. Die Hauptrichtung wurde meinem Streben gegeben. Auch ich erfuhr die Wahrheit des Wortes: „Was haben wir, das wir nicht empfangen hätten?“ Meine Arbeit teilte sich in drei Hauptabschnitte. Zunächst galt es, die in mir angelegten Kräfte zu entwickeln, dann: die Hauptrichtung meines Strebens wissenschaftlich durchzubilden, endlich: auf meine engere und weitere Umgebung zu wirken. Daß diese verschiedenen Abschnitte sich ungehemmt entfalten konnten, das muß ich als eine große Gunst des Geschickes anerkennen. Die Eigentümlichkeit meines Strebens, mein unabläſſiger Kampf für eine Verstärkung des Innenlebens und für eine selbständige Geisteswelt, brachte es mit sich, daß ich mit den vorgefundenen Verhältnissen fortwährend zusammenstieß; es ist nicht zufällig, daß meine Bücher oft den Charakter einer Kampfschrift tragen. Aber an dem Kampf hatte ich Freude, und ich glaube dadurch selbst gefördert zu sein. Es war für mich ein Stück des Geschickes, daß mein Streben eine warme Teilnahme und verständnisvolle Anerkennung zuerst außerhalb Deutschlands fand; ohne Schweden, England, Amerika, Ostasien wäre ich schwerlich durchgedrungen. Um so schöner war es, daß schließlich der Krieg und die in ihm folgenden Erlebnisse mich zu einer vollen Verbindung mit meinem eigenen Volke führten.

Bis zum Kriege durfte ich einen ruhigen Abschluß meiner Lebenstätigkeit erwarten. Aber wir wissen, wie sehr sich inzwischen das gemeinsame Leben, und zwar nicht nur das unseres Volkes, sondern das der ganzen Menschheit, verändert hat. Eine ungeheure

Umwälzung iſt erfolgt, und es ſind dadurch alle Probleme des ganzen Menſchen in einen akuten Stand getreten; aus dem vermeintlichen Beſitz ſind wir durchgängig in ein mühſames und aufgeregtes Suchen gekommen. Punkt um Punkt umfangen uns neue Aufgaben. Wir glaubten einen reichen Kulturbeſitz zu beſitzen, und nun wird uns alle Tradition erſchüttert und es wanken die überlieferten Grundlagen unſerer Lebensführung. Wir erhofften ein inneres Zuſammenhalten der Menſchheit, wie Kultur und Religion es gebieten, nun aber iſt die ganze Menſchheit in ſchroffe Gegenſätze auseinandergeriſſen. Wir erſtrebten einen Fortſchritt der Menſchheit, im beſonderen auch ein moraliſches Weiterkommen, und wir müſſen uns jetzt davon überzeugen, daß Unwahrhaftigkeit und Ungerechtigkeit die heutige Menſchheit beherrſchen, und daß für echte Güter wenig Platz iſt. Zugleich ſind wir in gänzlicher Unſicherheit über die Stellung der Menſchheit in der Wirklichkeit und über den Sinn ihres Daſeins. Wir wiſſen nicht, was wir ſind, wir wiſſen nicht, wohin wir treiben.

Eine derartige Kriſe muß entweder zu einer Zerſtörung oder zu einer Erhöhung des menſchlichen Standes führen. Wer trotz aller Wirren und Nöte der Zeit zuverſichtlich die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit einer Erhöhung verficht, der muß ſeine höchſte Kraft an die Sache ſetzen, der muß auf einer durchgreifenden Umwandlung beſtehen, der muß das Aufſteigen einer Tatwelt, der muß eine Weſensbildung, der muß eine geiſtige Reformation verlangen; dafür aber muß er alle Gleichgültigkeit und Lauheit ablegen, allen bequemen Mittelweg als ein Unrecht verwerfen. Alt oder jung, das macht in einer ſo erſchütternden Kriſe keinen Unterſchied; auch wir Älteren dürfen keiner Ruhe pflegen, auch wir müſſen des Wortes gedenken: „Wirket ſo lange es Tag iſt".

So muß und will auch ich trotz des vorrückenden Alters eifrig für jene Aufgabe einer Umgeſtaltung des menſchlichen Lebensſtandes weiter wirken*. Daß ich aber die dazu nötige Kraft und Friſche beſitze, das verdanke ich an erſter Stelle der glücklichen Geſtaltung meiner perſönlichen Geſchicke. Ich muß es als eine große Gunſt betrachten, daß ich zunächſt durch das Verhältnis zu meiner Mutter eine ſeeliſche Vertiefung erhielt, der auch die Weihe des Schmerzes nicht fehlte, und daß ich dann durch meine eigne Familie und im eignen Hauſe ein ſchönes, reiches, geiſtig bewegtes Leben führen durfte. Beſonders erfreulich iſt dabei die gegenſeitige geiſtige Ergänzung auf einer gemeinſamen Grundlage der Überzeugung. Meine Frau iſt beſonders in künſtleriſcher Richtung tätig und ſie wirkt darüber hinaus unermüdlich und umſichtig für hohe Ziele.

* Siehe Anhang.

Auch insofern umschließt unser kleiner Kreis die Hauptzweige geistigen Wirkens, als von unseren Söhnen der eine Physiker, der andere Nationalökonom, unsere Tochter aber Konzertsängerin in der Richtung Bachs ist; so bildet unser Haus einen Mikrokosmos des geistigen Lebens, wie er sich selten so zusammenfindet. Aus solchem Zusammenleben kann Kraft und Freude hervorgehen, und für mich selbst kann ich die Goethesche Frage nach dem, was dem Alternden bleibt, getrost damit beantworten: „Mir bleibt genug, es bleibt Idee und Liebe".

Anhang.

Anmerkung zu Seite 1 und folgende: Die Mitteilungen über die oſtfrieſiſche Geſchichte und Sprache bedürfen verſchiedener Berichtigungen, die ich namentlich Herrn Paſtor Dr. H. Reimers in Loga (Oſtfriesland), dem beſten Kenner der oſtfrieſiſchen Geſchichte, verdanke.

Ich entnehme ſeinen Mitteilungen: „Seit Beginn des 13. Jahrhunderts iſt, nach völliger Zurückdrängung der alten vom Reich ausgehenden Grafengewalt, wie überall in Friesland, ſo auch in den oſtfrieſiſchen Gauen, eine bodenſtändige Verfaſſung der freien Landesgemeinden nachweisbar, die ſich in ihrer republikaniſch gerichteten Eigenart kräftig genug erwies, das Lehnsweſen dauernd vom frieſiſchen Boden fernzuhalten. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab erwuchſen aus ihr eine ganze Anzahl von Häuptlingen, deren Machtbereich ſich bald über einzelne Dörfer, bald über ganze Landſchaften erſtreckte."

Im Mittelalter (bis 1006) hatten die Frieſen zunächſt harte Kämpfe mit den Normannen zu beſtehen, dann aber hatten ſie ihre Unabhängigkeit gegen niederſächſiſche Fürſten zu verteidigen. Der Sturz von Heinrich dem Löwen verbeſſerte weſentlich die Lage Oſtfrieslands. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts brachte die ſächſiſche Fehde das Land in große Gefahr, die ſchließlich glücklich überwunden wurde, aber unter nicht unbedeutendem Landverluſt (über dieſe Kämpfe berichtet genauer Prof. Borchling in einem ſehr gehaltvollen Vortrag, den die Oſtfrieſiſche Zeitung vom 15. Oktober 1920 brachte).

Das Recht der Gemeinden, den Geiſtlichen zu wählen, beſtand nach Reimers Mitteilung nicht erſt ſeit der Reformation, ſondern ſchon ſeit dem Mittelalter.

Das oſtfrieſiſche Wahlrecht für Frauen iſt nach ihm ſo zu verſtehen, daß in ſpäterer Zeit auch die Frauen das am Grundbeſitz haftende Recht durch Bevollmächtigte ausüben durften.

Die Beteiligung der Stände am Gerichtsweſen iſt nach Reimers ſo zu verſtehen, daß jene die höchſte Gerichtsbarkeit in ihren Bereich zogen. Es handelte ſich dabei um das ſogenannte Hofgericht, was mit der fürſtlichen Kanzlei als höchſte Inſtanz in Konkurrenz trat.

Über das Schickſal der frieſiſchen Sprache in Oſtfriesland berichtet Reimers, daß ſie ſchon vor Beginn der Neuzeit oder am Ende des Mittelalters mehr und mehr zurückgedrängt wurde, und daß das 16. Jahrhundert dem Niederdeutſchen die volle Herrſchaft brachte. — Noch eingehender berichtet Borchling darüber in dem erwähnten Vortrag; er ſagt: „Die am weiteſten weſtlich wohnenden Frieſen behalten am längſten ihre ſprachliche Eigenart, in Oſtfriesland dringt ſeit dem 13. Jahrhundert das Niederdeutſche vor und verdrängt das Frieſiſche. Als Hauptgrund für dieſe Erſcheinung iſt wohl der Verkehr anzuſprechen, der über die Ems zwiſchen Weſtfalen und Oſtfrieſen ſtattfand. In Emden ſiedelten ſich ſchon früh weſtfäliſche Familien an, deren Sprache Einfluß auf das Frieſiſche erhielt. — In den Rechtsdenkmälern hielt ſich die frieſiſche Sprache am längſten, bis tief ins 15. Jahrhundert hinein. Erſt Edzards I Landrecht (1515) iſt ganz in niederdeutſcher Sprache geſchrieben."

Über das Holländiſche als oſtfrieſiſche Kirchenſprache berichtet eingehend ein Artikel der Oſtfrieſiſchen Zeitung vom 18. Oktober 1920 (gezeichnet Dr. L. H.). Es wird hier dargelegt, daß der Übergang von niederdeutſcher zu niederländiſcher Kirchenſprache in den reformierten Gemeinden um die

Mitte des 17. Jahrhunderts ſtattfand 1651 erſchien das letzte niederdeutſche Geſangbuch in Emden, ſchon im folgenden Jahre kam das erſte holländiſche heraus. Damals ſtand bekanntlich Holland in hervorragendem geiſtigen Aufſchwung, es war begreiflich, daß die Wirkung deſſen ſich auch auf Oſtfriesland erſtreckte. — Die holländiſche Predigt hörte erſt in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf. Bis dahin waren auch die reformierten Geſangbücher in holländiſcher Sprache erſchienen.

Anmerkung zu Seite 4: Dem Andenken Reils hat Ernſt Moritz Arndt in den bekannten „Wanderungen und Wandelungen" ſehr anerkennende Worte gewidmet.

Zu Seite 53. So iſt es meine perſönliche Erinnerung. Andere haben Ritſchls Empfehlung Nietzſche's nicht ſo dogmatiſch verſtanden. Zugleich ſei berichtigt, daß die Meinung, N. habe vor ſeiner ſchweren Erkrankung von keinem Buch eine neue Auflage erlebt, nicht zutrifft. Er erlebte eine neue Auflage der „Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik".

Zu Seite 70. Ferner bleibe ich ſowohl Julius Rodenberg (Deutſche Rundſchau) als Julius Lohmeyer (Deutſche Monatsſchrift) für freundliche Förderung meines Strebens dankbar.

Zu Seite 72. Auch über meine Stellung zur Geſchichte der Philoſophie darf ich hier kurz berichten. Ich konnte freilich der Lehre Trendelenburgs nicht beipflichten, daß die Philoſophie ſich ſtetig zu entwickeln habe, aber das iſt auch meine Überzeugung, daß die großen Bewegungen und Erfahrungen des weltgeſchichtlichen Lebens von der Philoſophie aufgenommen und gewürdigt werden ſollten, freilich auf Grund einer ſelbſtändigen Würdigung.

Über meine Stellung zur Philoſophie der Geſchichte habe ich mich in der „Kultur der Gegenwart, Syſtematiſche Philoſophie, 3. Auflage, (1921), Seite 206—238 ausgeſprochen. Ich ſchätze vollauf die Geſchichte als ein unentbehrliches Hilfsmittel, aber das urſprüngliche Denken und Leben ſteht mir über aller Geſchichte. Es iſt ein Irrtum, wenn man mir gelegentlich vorwirft, ich opfere die Freiheit des Denkens der Geſchichte.

Zu Seite 73. Über Heinrich Nikolaus Ulrichs, der noch heute in Griechenland ſehr geſchätzt wird, und deſſen Bild in der Univerſität Athen hängt, berichten „Burſians Geſchichte der klaſſiſchen Philologie", und der 39. Band der „Allgemeinen deutſchen Biographie", Leipzig 1895, ferner die „Erinnerungen" ſeiner Witwe Chriſtine Smidt verw. Ulrichs, 1899.

Zu Seite 74. Die „Prolegomena", meine erſte Schrift ſyſtematiſcher Art, werden nächſtens durch ein gütiges Entgegenkommen des Verlages unverändert (anaſtatiſch) erſcheinen; ich habe ihr einen „Epilog" hinzugefügt, der über den Gang meines philoſophiſchen Strebens in Kürze berichtet, er bildet eine orientierende Einführung in das Ganze jenes Strebens.

Zu Seite 79. Meine Gedanken zur Religionsphiloſophie habe ich zuerſt in der vortrefflichen Pariſer Revue de Metaphyſique et de Morale 1897 kurz zuſammengefaßt, ſodann kam ein Vortrag auf der Sächſiſchen kirchlichen Konferenz in Chemnitz (1901) „Das Weſen der Religion, philoſophiſch betrachtet" (Verlag von Georg Wigand), der ſofort in zweiter unveränderter Auflage erſchien, unmittelbar darauf folgte der Wahrheitsgehalt, er hat jene kleine orientierende Schrift mit Unrecht verdrängt.

Zu Seite 79. Ich möchte auch beifügen, daß ich mit verſchiedenen Modernſten in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand, ſo namentlich mit P. Tyrrell, deſſen Schickſal mich aufrichtig ergriff. Die tiefe Religioſität dieſer Perſönlichkeiten ſollte niemand beſtreiten. Mit einigen jüngeren modernſtiſchen Freunden habe ich 1907 am Comerſee eine vertrauliche Beſprechung über dieſe Probleme gehabt.

Auch darf ich meiner eingehenden Beschäftigung mit Thomas von Aquino gedenken; seine wissenschaftliche Leistung kann uns heute nicht genügen, aber sein Streben nach einer allumfassenden Synthese der Gedankenwelt hatte für mich einen eigentümlichen Reiz. Es sind in dieser Richtung zwei Schriften von mir erschienen: „Thomas und die Kultur der Gegenwart" und „Thomas und Kant"; beide wurden sehr beachtet und auch von katholischer Seite unbefangen gewürdigt. Es ist bedauerlich, daß in Deutschland der politische Katholizismus ein enges Bündnis mit dem Radikalismus eingegangen ist, da die Grundrichtungen und Wertschätzungen beider Gedankenwelten sich gegenseitig ausschließen. Es ist kein Glück für ein Volk, wenn Politik und Weltanschauung sich schroff widerspricht und nicht der ganze Mensch in Tätigkeit tritt.

Zu Seite 80. Natürlich haben die pädagogischen Probleme mich, der ich eine große Freude am Lehren fand, mich über jenen Anlaß hinaus beschäftigt. Das Bildungsstreben des deutschen Volksschullehrerstandes habe ich von früh an mit aufrichtiger Schätzung anerkannt; bedauerlich ist nur, daß jetzt ein Teil der Lehrerschaft den ethisch-religiösen Idealismus preisgibt und einer flachen Aufklärung huldigt. Mit dieser Richtung des Lehrerstandes habe ich keine Gemeinschaft.

Mit den Problemen der höheren Schule habe ich mich in der Schrift „Der Kampf um das Gymnasium", Stuttgart 1891 (Verlag Cotta), beschäftigt; das war die Zeit der Schulkonferenzen, die auf Anregung des Kaisers berufen wurden; ihr Ergebnis war ziemlich dürftig. Daß ich den klassischen Humanismus als die höchste Form der Menschenbildung betrachte, und daß ich das Frankfurter Lehrsystem ablehne, das kann ich hier nicht begründen.

Zu Seite 83. Meine Nobelrede trug den Titel „Naturalismus und Idealismus", sie ist außer den Nobelschriften in englischer und in japanischer Übersetzung erschienen.

Zu Seite 87. Auch in Amerika war ich bemüht, auf die religiösen Probleme in philosophischem Sinne zu wirken. 1912 erschien eine kleine Schrift „Back to Religion", die auch südamerikanischen Kreisen zugeführt wurde (Buenos-Ayres).

In Boston habe ich am 2. Dezember 1912 eine Ansprache vor den vereinigten protestantischen Geistlichen jener Stadt gehalten über die Aufgaben des Protestantismus, „The Task of Protestantism", sie wurde von Charles W. Wendt ins Englische übertragen.

Zu Seite 93. In den Nöten und Wirren der Gegenwart wird oft die Zeit vor dem Kriege als eine Epoche ungetrübten Gelingens und geistiger Höhe gepriesen; daß viele sie als unerfreulich fanden, das zeigt deutlich jene Schrift, die 1913 vor Weihnachten erschien.

Zu Seite 95. Über meine Stellung zum Problem der Nation sei folgendes bemerkt. Ein enger Nationalismus liegt mir fern, ich habe zuviel an den philosophischen und religiösen Fragen gearbeitet, um nicht die Lebensaufgabe der Menschheit als eine gemeinsame Sache anzuerkennen und zu behandeln. Aber dabei dient nach meiner Überzeugung das besondere Volk dem Ganzen der Menschheit am besten, wenn es seine Eigentümlichkeit möglichst ausprägt und zur Geltung bringt. Die Verwischung der Charakterzüge der Völker bedeutet keinen Gewinn, sondern einen großen Verlust für die Menschheit. Ich verfechte entschieden ein Übernationales, aber ich verwerfe ebenso entschieden die oberflächliche Gleichmacherei des Internationalismus. Der Menschheitsbegriff ist nicht ein empirisches Datum, sondern ein hohes ethisches Postulat.

Zu Seite 95. Meine bulgarischen Schüler haben mich zu meinem 75. Geburtstage durch eine sehr warme, künstlerisch vorzüglich ausgeführte Adresse erfreut.

Zu Seite 100. Die Schrift: „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes" erschien in den letzten Monaten 1914 in der Sammlung politischer Flugschriften von Ernst Jäckh (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin). Es ist bezeichnend für das damalige Zusammenwirken aller bürgerlichen Parteien, die sich später oft schroff schieden, daß unter den Mitarbeitern sich u. a. folgende Namen fanden: Friedrich Naumann, Gottfried Traub, M. Erzberger, Graf Ernst zu Reventlow.

Zu Seite 111. Erfahrungen mit früheren Freunden. Ich bin sowohl während des Krieges als nach ihm eifrig dafür eingetreten, daß politische und nationale Gegensätze nicht zu persönlichen Feindschaften führen sollten, und daß man nicht dem Einzelnen eine Schuld für Härten und Mißgriffe der Kriegsführung aufbürden sollte. Verschuldet es der einzelne Engländer, wenn die Hungerblockade ungeheure Zerstörungen von Leben und Gesundheit in Deutschland bewirkt hat? Ich hatte früher besonders freundliche Beziehungen zu den englischen Unitariern, jetzt scheine ich für diese nicht vorhanden zu sein. Zum Glück denken weite Kreise in England anders darüber, wie denn im vergangenen Jahre drei Bücher von mir in vorzüglicher Ausstattung ins Englische übersetzt wurden.

Zu Seite 113. In Ausführung dieser Bestrebungen habe ich mit Prof. Carsun Chang, der jetzt eine neue chinesische Universität zu voller Entwicklung führt, ein Buch verfaßt, welches das Verhältnis von China und Europa geistig zu vertiefen sucht. Es trägt den Titel: „Das Lebensproblem in China und in Europa". (Quelle und Meyer.)

Auch das muß ich erwähnen, daß ich in sehr liebenswürdiger und ehrenvoller Weise eingeladen wurde, nach China zu kommen und dort philosophische Vorträge zu halten. Aber einen so großen Reiz diese Aufgabe hatte, ich durfte mich den deutschen Aufgaben nicht so lange entziehen; so habe ich dafür Herrn Prof. Driesch vorgeschlagen, der nächstens jene Reise antreten wird.

In übernationaler Beziehung möchte ich verzeichnen, daß die alten Beziehungen zu Japan wieder in vollem Gange sind, dasselbe gilt für Indien und Australien. Auch erfahre ich in erfreulicher Weise das Wachsen der Beziehungen zwischen Deutschland und der spanischen Welt. Auch Mexiko teilt die Sympathie für das deutsche Leben, es möchte sich dem deutschen Schaffen enger verbinden.

Den Deutschamerikanern fühle ich mich besonders eng verbunden, und es ist mir eine aufrichtige Freude, nach bestem Vermögen für die dortige, großzügige Hilfstätigkeit in Thüringen und Jena wirken zu können.

Im Laufe dieses Herbstes gedachte ich einer liebenswürdigen Einladung des Herder-Instituts in Riga zu folgen, um dort eine Reihe von philosophischen Vorträgen zu halten.

Zu Seite 117. Zugleich behalte ich die besondere Lage des deutschen Lebens treulich im Auge. Die gegenwärtige Krise erstreckt sich über die ganze Menschheit, immer dringender wird es, den menschlichen Lebensstand zu befestigen und ihn vor drohendem Verfall zu behüten. Aber die Sache ist in Deutschland besonders akut geworden; es hat sich der moralische Stand dort bedauerlich verschlechtert, wir haben namentlich viel Charakterlosigkeit erfahren; hoffen wir, daß wachsende geistige Kraft dem tapfer entgegenwirke, und vergessen wir keinen Augenblick, daß alles politische Mühen vergeblich ist, das sich nicht auf einen festen Charakter gründet und aus ihm Mut und Glauben schöpft.

Schlußbemerkung. Um nach beſtem Vermögen den moraliſchen Gefahren zu widerſtehen, haben meine Freunde einen Eucken-Bund begründet. Er ſtellt ſein Streben auf eine ethiſch-religiöſe Lebensanſchauung, er folgt dabei den Überzeugungen unſerer klaſſiſchen Zeit, aber er möchte ſie durch die Erfahrungen des Jahrhunderts und der Gegenwart ergänzen, er möchte ſeine Mitglieder geiſtig verbinden und durch gemeinſames Streben dem traurigen Stand der Zeit entgegenwirken. Er veröffentlicht regelmäßig ein Monatsblatt, das neben prinzipiellen Erörterungen Berichte aus der weiten Welt und aus dem eignen Kreiſe bringt. Bei ſtändiger Ausdehnung hat er eine größere Anzahl von Ortsgruppen gebildet, der Sitz ſeines Sekretariats iſt in Jena (Botzſtr. 5).

Zum Schluß möchte ich berichten, daß verſchiedene meiner Bücher im letzten Jahre neue Auflagen erlebten. Als ein neues iſt „Der Kampf der Gegenwart um die Religion" hinzugekommen (Langenſalza, Beyer und Mann).

Namen- und Sachregiſter*.

Die vorangeſtellten Anführungen über Eucken bieten eine Überſicht über ſein Leben und Wirken.

Euckens Leben.

1. Familie:

Vater 5 f., 15
Mutter *6 f., *15 f., 24, 31, 33, 38, 39, 41, 43, 54, *55 f., 61, 73, 117
Großeltern 6–8
Frau *73, 77, 87, 88, 96, 114, 115, *117
Tochter 87, 88, *104, 113, *118
Söhne 92, 93, 99, *117
Häusliches Leben *73, 117 f.
Siehe auch Gittermann, Jäger, Paſſow

2. Lebensgang:

Kindheit 5–16
Gymnaſialzeit 16–24
Univerſitätsjahre 25–36
Gymnaſiallehrer Berlin 38–42, 44–46
„ Huſum 42–44
„ Frankfurt a.M. 48–52
Univerſitätsprofeſſor Baſel 53–60
„ Jena 61 ff.
Berufungen nach Baſel 52, Jena 59 f., Erlangen 69, Freiburg 77, Tübingen 81
Doktorarbeit und -examen 28, 29, 34
Ehrendoktor, theologiſcher 81
„ amerikaniſcher 89 f.
Nobelpreis 83 f.
Austauſch-Profeſſor 86–89
Ruheſtand 112
Reiſen (Vortragsreiſen ſiehe unter 4) 9, 12–14, 25 f., 31, 43 f., 46 f., 51, 56, 59, 70, 77, Anh. 122

3. Richtung und Entwicklung:

Katholizismus, Stellung zum *50, 79, Anh. 121
Mathematik, Neigung für 20 f., 33
Philologiſches Intereſſe 23, 27, 33
Philoſophiſche Entwicklung:
Jugendneigung 21, *23, 27
Ariſtoteliſche Forſchungen ſiehe Ariſtoteles
Wendung zur ſyſtematiſchen Philoſophie 57, *58, 67
Eigene Gedankenwelt *70–72, 74 f., 78, 93 f., *105 ff.
Politiſcher Standpunkt 21 f., 32, *36 f., 82, 97, Anh. 121
Religiöſer Standpunkt 19, *21, 24 f., 78, 84
Soziales Intereſſe *58
Statiſtik, Intereſſe für 6
Theologie, Verhältnis zur 21

4. Wirken:

als Gymnaſiallehrer 42, 44, 45, 49, 52
als akademiſcher Dozent 54, *63 f., 77, *112
Eucken-Bund 93, 114, Anh. 123
Überſetzungen der Werke 68, 84, 85, 86, 96, 113
Volksſchullehrerkurſe 79 f. Anh. 121
im Weltkriege 99, 100 f., 103
Vortragsreiſen nach Amerika 86 ff.; England 84–86; Holland 83, 94; Norwegen 113; Schweden 83; ſiehe auch Bremen, Brüſſel, Hamburg, Nürnberg, Peſt, Thüringen, Urania
Beziehungen, gelehrte und perſönliche, zu Amerika, Auſtralien, Bulgarien, Canada, China, England, Finnland, Frankreich, Holland, Indien, Italien, Japan, Kopenhagen, Norwegen, Öſterreich, Schottland, Schweden ſiehe daſelbſt.

* Die Hauptſtellen ſind durch ein Sternchen (*) hervorgehoben.

Euckens Schriften.

(Soweit ſie im Buche erwähnt ſind.)

De Aristotelis dicendi ratione. Pars I: Observationes de particularum usu. 81 S. Doktordiſſertation. 1866 . . . . . 29, 34
Über den Sprachgebrauch des Ariſtoteles. Beobachtungen über die Praepoſitionen. 75 S. 1868 43
Über die Bedeutung der Ariſtoteliſchen Philoſophie für die Gegenwart. Akademiſche Antrittsrede, gehalten am 21. 11. 1871 in Baſel. 25 S. 1872 . . 56
Die Methode der Ariſtoteliſchen Forſchung in ihrem Zuſammenhang mit den philoſophiſchen Grundprinzipien des Ariſtoteles. 185 S. (1872.) 43, 52, 56, *57
Geſchichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. 266 S. 1878; ſeit der 3. Auflage (398 S. 1904) unter dem Titel „Geiſtige Strömungen der Gegenwart“. . . . . 67 f., 112 Anm., 113
Geſchichte der philoſophiſchen Terminologie, I. Umriß dargeſt. 266 S. (1879.) 68 f.
Bilder und Gleichniſſe in der Philoſophie. Eine Feſtſchrift. 59 S. (1880.) 76
Prolegomena zu Forſchungen über die Einheit des Geiſteslebens in Bewußtſein und Tat der Menſchheit. 114 S. 1885 . . . . . 74, 75
Beiträge zur Geſchichte der neueren Philoſophie. 184 S. 1886; in 2. Aufl. (1906) unter dem Titel „Beiträge zur Einführung in die Geſchichte der Philoſophie“ 76
Zur Würdigung Comte's und des Poſitivismus (in: Philoſophiſche Aufſätze, Eduard Zeller zu ſeinem 50jährigen Doktor-Jubiläum gewidmet. 1887.) 76
Die Einheit des Geiſteslebens in Bewußtſein und Tat der Menſchheit. 499 S. 1888 . . . . . 74 f.
Die Lebensanſchauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeſchichte des Lebensproblems der Menſchheit v. Plato bis zur Gegenwart. 496 S. 1890 75
Der Kampf um das Gymnaſium. 78 S. 1891 . . . . . .
Der Kampf um einen geiſtigen Lebensinhalt. Neue Grundlegung einer Weltanſchauung. 400 S. 1896 . . . . . 78, 86 Anm.
Das Weſen der Religion philoſophiſch betrachtet 1901, Anh. . . . . .
Der Wahrheitsgehalt der Religion. 448 S. 1901 . . . . . 78 f.
Geſammelte Aufſätze zur Philoſophie und Lebensanſchauung. 242 S. 1903; auch in Feldpoſtausgaben 80, 101
Philoſophie der Geſchichte (in der Kultur der Gegenwart) 1906 . . . .
Grundlinien einer neuen Lebensanſchauung. 314 S. 1907 80
Hauptprobleme der Religionsphiloſophie der Gegenwart. 120 S. (1907.) 80 f.
Der Sinn und der Wert des Lebens. 163 S. 1908 81
Naturalismus und Idealismus, Nobeliade 1909 . . . . . .
Einführung in eine Philoſophie des Geiſteslebens. 197 S. 1908; ſeit 2. Auflage (1920) unter dem Titel „Einführung in die Hauptfragen der Philoſophie“. 81
Können wir noch Chriſten ſein? 236 S 1911 . . . . . 84, 85 Anm.
Erkennen und Leben. 165 S. 1912 84
Zur Sammlung der Geiſter. 151 S. 1913 . . . . . 93, 94 Anm.
Die weltgeſchichtliche Bedeutung des deutſchen Geiſtes. 23 S. 1914 . . . 100
Die Träger des deutſchen Idealismus. 251 S. 1915 . . . . . 100 f.
Einleitender Aufſatz zu „Neutrale Stimmen“ (Leipzig, Hirzel) 1916. . . . 101
Die geiſtigen Forderungen der Gegenwart. 36 S. 1917 101
Menſch und Welt. Eine Philoſophie des Lebens. 457 S. 1918. . . 84, 101
Was bleibt unſer Halt? Ein Wort an ernſte Seelen. 29 S. 1918 111
Die deutſche Freiheit. 36 S. 1919. 111
Der Sozialismus und ſeine Lebensgeſtaltung. 1920 112
Unſere Forderung an das Leben. Mit einem Anhang: Aufruf zur Gründung eines Eucken-Bundes. 24 S. 1920 114
Das Lebensproblem in China und in Europa (zuſ. m. Prof. Chang) 1921
Der Kampf der Gegenwart und die Religion. 1922 . . . . . .

A.

Ägypten (Reiſeplan) 96
Aktivismus 106; ſiehe auch „Tatwelt"
Algier (Reiſe) 92
Althuſius, Joh., oſtfrieſiſcher Staatsmann 11 Anm.
Amerika, Euckens Beziehungen zu 68, 86–92, 93, 102, 116, Anh. 122
„ Eigenart 87, 90, 91
„ Verhältnis zu Deutſchland 86, 89
„ deutſches Leben in 86, 88 f.
„ Preſſe und Deutſchtum 91
„ die V. St. im Weltkriege 101 Anm., 102
Amſterdam 83
Arbeiterſtand 108
„Arbeitswelt", Euckenſcher Begriff 74, 106
Arenberg, Herzogtum 1
Ariſtoteles 28, 29, *34, 39, 43, 44, 52, 56, *57, 67
Arnſtadt (Vortrag) 80
Augsburger Allgemeine Zeitung 70
Auguſtin 58
Aurich (Oſtfriesland) 5, 9 f., 51
„ Gymnaſium 16–20, 22–24
Austauſch-Profeſſoren 86, 89
Auſtraliſche Beziehungen Euckens 97
Azoren (Reiſe) 92

B.

Baltimore, Vortrag in 89
Baſel 52, *53, 55, 58, 59, 60, 75, 92
Baumann, Jul., Philoſoph 48
Beatenberg (Schweiz) 59
Berchtesgaden 70
Bergſon, Henri, franz. Philoſoph 88
Berlin 38–41, 44–46
„ Friedrichsgymnaſium 45
„ Sophiengymnaſium 41
„ Urania 100
Bismarck *36 f., 45, 76
„ in Jena 61
Blockade 100
Böckh, Aug., Philologe 40
Bohtz, Aug. Wilh., Äſthetiker 29
Boldt, finniſcher Gelehrter 82
Bonitz, Herm., Philologe und Schulmann 34, *44 f.
Borchling, Oſtfrieſiſche Anh. 119
Borkum 12, 70
Boſton (V. St.) 87, 88, 90
Boutroux, Émile, franz. Philoſoph 95
Brake (Oldenburg) 9
Brandis, Chr. Aug., Philoſoph 34
Bremen 9, 73 (Familienbeziehungen), 80 (Lehrervorträge), 104
Brüſſel 103
Bryce, Lord, engl. Botſchafter 87
Buddhiſten 96
Bulgarien, Euckens Beziehungen zu 95, Anh. 122
Burckhardt, Jakob, 7, 53
Bureaukratie, preußiſche 20, 49
Butler, Präſident der Columbia-Univerſität 88

C.

Cambridge (Mass.) 87, 89, 93
Camminga, Maler 7
Canada, Einladungen aus 90
Carl Alexander ſiehe unter Weimar
Carnegie, Andrew 90
Caspers, Propſt in Huſum 43
Caſtren, finniſcher Gelehrter 82
Celle 9
Chang (Profeſſor) Anh. 122
China 96, 97, *113 f.
„Christian World" 85 Anm.
„Chriſtliche Welt" 85 Anm.
Cirkſena ſiehe Zirkſena
Clapp, E. J., amerikaniſcher Profeſſor 101 Anm.
Coleridge, S. T., engliſcher Dichter-Philoſoph 68 Anm.
Columbia-Univerſität New York 88, 90, 93
Comte, Aug., franzöſiſcher Philoſoph 76
Conring, Herm., oſtfrieſiſcher Juriſt 4
Creizenach, Theod., Literarhiſtoriker 49 f.
Curtius, Ernſt, Archäologe 27

D.

Darmſtadt, Eucken-Bund 93
Deutſchamerikanertum ſiehe Amerika, Anh. 122
Deutſche Art, ihre Schwächen und Größe 84 Anm., 110
Deutſch-ſchwediſche Blätter 79 Anm.

Diktator, politiſcher 109
Diplomatie, ungeſchickte deutſche 91, 97 f.
Döllinger, Ignaz, katholiſcher Theolog 50
Dorner, J. A., proteſtant. Theolog 40
Drontheim, Vorträge in 113

E.

Eberswalde 46
Edzard der Große von Oſtfriesland 2
Eggelingen (Oſtfriesland) 7
Eiſenach (Reiſe) 31
Elſaß-Lothringen und Deutſchland 52
Emden 2, *10 f., 25, 51
England, Euckens Beziehungen zu 84–86, 94 f., 116
„ und Deutſchland 85 f., 97, 101 Anm.
„ König Edward 98
„ engliſche und deutſche Art 66, *84 Anm.
Entente, die, im Weltkrieg 98
Erfurt (Vortrag) 80
Erlangen, Berufung nach 69
Eſens (Oſtfriesland) 11 f., 15, 21
Essex Hall Lecture 85
Eucken, Rudolf ſiehe Regiſteranfang
Eucken-Aſſoziation in Amerika 90
Eucken-Bund 93, *114, Anh. 123

F.

Fabricius, David und Joh., frieſiſche Aſtronomen 4
Falckenberg, Rich., Philoſoph in Erlangen (†1920) 115
Feuerbach, Ludwig 11, 12, 58
Fichte, Joh. Gottl. 71
Fichtelgebirge (Reiſe) 47
Finnland, Euckens Beziehungen zu *82, 95, *114
„ Adreſſe an den Zar für Finnland 82
Finsler, Georg, Pfarrer in Zürich 59
Fiſcher, H. A., Juriſt, Jena 76
Fiſcher, Kuno, Philoſoph 26, 46, 59, 62 Anm.
„ und Trendelenburg 54 f.
Flandern, Reiſe nach 70
„ Siege in 99
Flensburg 44
Florenz (Reiſe) 77
Flottenvermehrung, deutſche 98
Fortlage, Karl, Philoſoph 63
Forum, amerikaniſche Zeitſchrift 86
Frankfurt a. M. 31, *48, 51, 52
„ „ „ Altes Gymnaſium 48 f.
„ „ „ Fürſtentag 31
Frankreich, Euckens Beziehungen zu 79, 83, 84, 95
„ im Weltkrieg 98
Freiburg i. Br. 56; Berufung nach 77
Freiwilligen-Examen und Gymnaſium 18
Freienwalde 46
Frerichs, Fr. Th. v., Mediziner 5, 8
Friedrich der Große 2, 11
Friedrich, Kaiſer *76
Friedrich Wilhelm III. von Preußen 2
Friedenskundgebung des Reichstags 102 f.
Frieſiſche Kämpfe, Anh. 119
Frieſiſches Recht 3 Anm.
Frieſiſche Sprache 2, 42
Frohburg (auf dem Hauenſtein Schweiz) 56
Frommann, Familie in Jena 61
Funck, Konrektor in Aurich 18

G.

Genf 92
Gelzer, Joh. Heinr., bad. Staatsrat 53
Genua (Reiſe) 92
Gettysburg (Amerika) 90
Gibraltar 92
Gidionſen, Gymnaſialdirektor in Huſum 42, 44
Gießen, theologiſche Fakultät 81
Giſhorn 9
Gildemeiſter, Otto in Bremen 73
Gittermann, Pfarrer, Euckens Großvater 6 f.
„ Carl, Euckens Onkel *11 f., 46
Gladſtone 37
Goethe 4 Anm., *34, *61, 100, 111, 118
„ Euckens Goethe-Rede 79

Göttingen 25 f., 31, 34
„ Universität *26, 30, 34
„ „Museum" 30
„ Studentenleben *30 f., 32
„ studentisches Freikorps (1863) 32
„ studentische Schutzwache (1866) 35 f.
v. der Goltz, Frhr. Herm., Theologe 53
Gotha, Vorträge in 80
Gregor von Nyssa 58

H.

Haarlem 94
Haeckel, Ernst 62, 102
„ Populärphilosophie 66
Hagenbach, Rud., Kirchenhistoriker 53
Hamburg 43, 80 (Vorträge)
Hamm 51
Hannover 9, 26, *32, 51, 104
„ König Georg V. 34 f.
„ althannoversche Gesinnung 19, 35
Harms, Friedr., Philosoph 69
Harnack, Adolf v., Kirchenhistoriker 86
Hartmann, Eduard v., Philosoph 30
Harzreise 31
Hase, Karl v., Kirchenhistoriker 62 f.
Haupt, Moriz, Philologe 39
Heeresvorlage, preußische (Konfliktszeit) 22
Hegel 18, 38, 66, *67, *71
Heidelberg 48, 83 (Philosophen-Kongreß)
Helsingfors (Einladung) 114
Henden Institut, Anh. 122
Herbart 38
Hertling, Frhr. v., Reichskanzler 39
Heußler, Andr., Jurist, Basel 53
Heyder, Carl, Philosoph, Erlangen 69
Hildebrand, Br., Nationalökonom 63
Hilty, Karl, Jurist und religiöser Schriftsteller, Bern 114
Hjärne, schwedischer Historiker 83
Hochkirche, englische 95
Hodler, Ferd., Schweizer Maler 92, 115
Hoffmann, Stadtschuirat, Berlin 40
„ katholischer Gelehrter 69
Holland 70
Holland Vortragsreisen 83, 94
„ und Ostfriesland 1
Höllental (Schwarzwald) 56
Holsteinische Schweiz 43
Homburg v. d. H. 48
v. Hügel, Baron Friedrich 79
Husum 41–44, 49
Humanismus der Bildung, Anh. 121

J.

Idealismus, philosophischer 65 f.
„ aktivistischer Euckens siehe „Tatwelt"
Iklé, M. 101 Anm.
Indische Beziehungen Euckens 97
Intellektualismus 66, 67, *74 f., 86
Isserstedt (bei Jena) 46
Italien, Euckens Beziehungen zu 79
„ Reisen nach 70, 77

Jäger, Walt, Euckens Schwiegersohn 103 f.
Jahrhundertfeier 1900: 79
„ 1913: 94 Anm.
Janssen, Joh., katholischer Historiker 50
Japan, Euckens Beziehungen zu *96, 97, 116
Jena *46, 60, 61, 73, 77, 81, 114
„ und Goethe 61, 79
„ Universität 26, *59 f. (Berufung), *61 f. (geistiges Leben), *63 f. (Studentenschaft), 79 (Jahrhundertfeier), *112, 115 (Hodlerbild)
„ bulgarische Studenten 95
„ japanische Studenten 96
„ Volksschullehrerkurse 80
„ Schwedische Lehrerkurse 114
„ Eucken-Bund-Versammlung 114
Jenaische Literaturzeitung 61
Jever (Ostfriesland) 7
Jhering, Rud. v., Jurist 3, 4, 19 Anm.

K.

Kahla 40
Kant 29, 30, 39, 66, *71, 76
Kassel 51
Katholische Gelehrte, Euckens Beziehungen zu 50, 69, 79, Anh. 120 ff.

Katholizismus 50, Anh. 121
Kepler, Joh., Naturforscher 4, 76
Kiel (Reise) 44
Kioto (Einladung) 96
Kirchenväter, Euckens Studium der 58
Kirchhoff, Adolf, Philolog 40
Klassen der Gesellschaft 108 f.
Knak, Gustav, Pastor, Berlin 46
Köln 31, 51
Köpke, Rud., Historiker 40
Konfliktszeit, preußische 22
Kopenhagen (Reise) 113
Korea (Reiseplan) 96
Krause, Heinrich, liberaler Theologe 40
„ K. Chr. Fr., Philosoph 18
v. Krauseneck, Generalstabschef 62
Krieg von 1864: 33
„ 1866: 34–36
„ 1870: 51 f.
„ 1914 siehe Weltkrieg
Kulturkampf 37

L.

Lange, F. A., Philosoph 30, 57 Anm.
„ Augenarzt in Emden 8
Langeoog, Volk und Badeleben von früher 12–14
Lassalle 22
Lehrs, Karl, Philologe in Königsberg 57 Anm.
Leibniz 66, 71, 75
Leiden (Holland) 83
Leipzig 47
Lenz, Max, Historiker 55
Leuchtenburg, die 46
v. Leutsch, Philologe Göttingen 18
Liang-Chi-Chao, chinesischer Minister 113
Liebmann, Otto, Philosoph 115
Liljedahl, schwedischer Hauptmann 79 Anm.
Lipsius, Rich. Adalb., Theologe 63
Lohmeyer, Julius, Anh. 70
London 79, 85, 94 f.
„ Lordmayor von 85
Lotze, Herm., Philosoph 28 f.
Lowell, Präsident, Cambridge 87
Lowell-Institute, Boston 90
Lucae, Gust., Anthropolog 50
Lübeck (Reise) 44
Luther 11 Anm., 107
Luzern 57

M.

Magdeburg 38
Mainz 31
Majorescu, rumänischer Minister 39
Marne-Rückzug 99
Marx, Karl, Sozialist 58
Masse, die, u. der Einzelne 32, 69 Anm.
Melanchthon 81
Menschheitsgedanke, Anh. 121
Metaphysik 66, 72, 77
Meyer, Legationsrat, Berlin 40
Miescher, Mediziner in Basel 56
Minden 26
Mittelstand, deutscher 100
Modernisten, Anh. 120
Möhring, Konrektor in Aurich 18
Mommsen, Theodor 39 f.
„ Tycho, Gymnasialdirektor in Frankfurt 48, 49
Monismus 66, 67
Montreal, Universität (Einladung) 90
Montreux 92
Moore, Edw., Professor. Boston 87
Münsterberg, Hugo, deutsch-amerikanischer Philosoph 87, 96

N.

Napoleon I. 61
„ III. 51
Natorp, Paul, Philosoph 75
Naturalismus 66, *74 f.
Nation und Antionalismus, Anh. 121
Naumburg (Lehrerkurs) 80
Neapel 92
Neukantianismus 30
Neumann, Julius, Nationalökonom 53, 58
„Neutrale Stimmen" 101
New York 87, 88, 89, 92
„ Columbia-Universität 88, 90, 93
„ Deems Lectureship 90
„ Eucken-Assoziation 90
„ New York University 90
Niagara 88
Niederdeutsche Sprache 2, *17
Niedersächsische Art 5, 54; siehe auch Ostfriesland
Niemann, Albert, Tenorist 32

Nietzſche, Friedrich 65, *77, 94 Anm.
„ Berufung nach Baſel 53, Anh. 120
Nobelpreis 83 f.
Norderney 9
Norſtröm, Vitalis, ſchwediſcher Philoſoph 79, 83
Northampton (Mass.), Smith College 90
Norwegen, Vortragsreiſe nach 113
„ Chriſtlicher Studentenbund 113
Nürnberg (Vortrag) 99

O.

Öſterreich, Euckens Beziehungen zu 69, 75
„ höheres Schulweſen 44
Olaus Petri-Stiftung, ſchwediſche 83
Oldenburg 9, 51
Orthodoxie, kirchliche 19, 21, 25
Osnabrück 26
Oſtfriesland, Land und Leute 1–5, 14, 15, 25, Anh. 119 ff.
„ Bauernſtand 2, 3 Anm.
„ holländiſcher Einfluß 1
„ kirchliche Orthodoxie 21, 25
„ politiſcher Liberalismus 21 f.
„ Reiſe nach 50 f.
Oxford 85
Ozeanreiſen 87, 92

P.

Page, amerikaniſcher Botſchafter 101 Anm.
Paſſow, Arnold, Gymnaſialdirektor 73, 76
„ deſſen Witwe, geb. Ulrichs 73
„ Irene, Euckens Frau, ſiehe S. 119
Peſt (Budapeſt), Vortrag in, 99 Anm.
Pfleiderer, Otto, proteſtantiſcher Theolog 63
Phelps, Stuart, amerikaniſcher Philoſoph 68
Philadelphia, Vorträge in 89
Philoſophen-Kongreß 1908: 83
Plato 57, 105
Populärphiloſophie, materialiſtiſche 66
Porter, Noah, amerikaniſcher Philoſoph 39, *68
Poſitivismus 58, *66, *71 f., 76, 77
Poſitivismus, geiſtiger Euckens 74, 76
Potsdam 38, 46
Prantl, Karl, Philoſoph 34
Proteſtantenverein 12
Public schools 89

R.

Rationalismus, kirchlicher 6 f.
Realismus, philoſophiſcher 65, *77
Reger, Max, Komponiſt 115
Rehna, Graf 79
Reichstag, Friedenskundgebung vom 19. 7. 17: 102 f.
Reil, Joh. Chr., Profeſſor der Medizin 4
„ und Goethe 4 Anm., Anh. 120
Retzius, ſchwediſcher Naturforſcher 83
Reuter, W., Rektor, Aurich, 18–20, 23, 67
„ und Ihering 19 Anm.
Reimers, Oſtfrieſ. Hiſtoriker, Anh. 119
Revolution ſiehe Umwälzung
Rheinreiſen 31, 48
Rice, J. M., amerikaniſcher Gelehrter 86
Richter, G., Gymnaſialdirektor, Jena 63
Rinteln, Univerſität 7
Ritſchl, Friedr. Wilh., Philolog 53
Riviera 92
Robert-Tornow, Guſtav 115 Anm. 2
Rodenburg (Julius), Anh. 70
Rohrbach, Dr., Jugendfreund Euckens 38
Rooſevelt 90
Rom-Reiſen 63, *77
Rosdorf (bei Göttingen) 31
Rothert, Gymnaſialdirektor, Aurich 18
Rudolſtadt (Reiſe) 46
Rudorff, Ad. Friedr., Rechtslehrer 40
Ruprecht, Konrektor, Aurich 18
Rußland, Adreſſe an den Zar für Finnland 82
„ Reiſeplan 96
„ im Weltkrieg 98
Rütimeyer, Ludwig, Profeſſor der Zoologie 53

S.

Saaletal 46, 73
Saßnitz 70
Sauppe, Herm., Philolog *27, 32
Schaarſchmidt, Karl, Philoſoph 69

Schelling 71
Schenectady (Amerika) 90
Schleiden, M. J., Botaniker 50, 64
Schleswig-Holsteinische Frage 31, 33, 42
Schmalkalden (Lehrerkurs) 80
Schmidt, Adolf, Historiker 63
Schopenhauer 30
Schottische Universitäten (Einladung) 83
Schroeder, Frau Dr., geb. Peters 16
Schultz, Hermann, Theolog 53
Schwarzatal und Schwarzburg 46
Schwarzwald, Aufenthalt im 111
Schweden, Eckens Beziehungen zu *83, 116
„ Deutsch-schwedische Vereinigung 79 Anm.
„ schwedische Lehrer in Jena 114
„ König Gustav V: 83
„ König Oskar 79, 83
Schweiz 59
Schwendener, Sim., Botaniker 53
Seebeck, Kurator der Universität Jena *59, *61 f., 67, 73, 76
Sengler, Jakob, Philosoph 56, 69
Seydel, Rudolf, Philosoph 75
Sigwart, Christoph, Philosoph 81
Sittliche Ordnung, Problem der 104 ff.
Smidt, Bürgermeister von Bremen 73
Söderblom, Nathan, schwedischer Theologe 83
Soziale Frage und sozialistische Bewegung 22, *58, *108 f., 110
Sozialistengesetz 37
Spekulative Philosophie 67, *71
Spinoza 71
Stähelin, Rud., Kirchenhistoriker 59
Steffensen, Karl, Philosoph 53, 58
Stickel, Gustav, Orientalist 61
Stolp (Pommern) 41
Stolzenfels am Rhein 31
Stoos (über dem Vierwaldstätter See) 56
Storm, Theodor 42, *43
Stoy, Karl, Pädagog 63
Strauß, Dav. Friedr. 29
Strousberg, Eisenbahnkönig 46
Subjektivismus *77
Südamerika und Deutschland 91
Syntagma, Eckenscher Begriff 74, 107
Syracuse, amerikanische Universität 90

T.

Tannenberg, Sieg bei 99
„Tatwelt", Eckenscher Begriff 70, 72, 106, 117
Tegel (bei Berlin) 46
Teichmüller, Gust., Philosoph *29, 38, 52
Terminologie, philosophische 68 f.
Test, amerikanischer Reverend 86 Anm.
Thomas von Aquino, Schriften von ihn, Anh. 120
Thuner See 92
Thüringen, Reisen nach 31, 46 f.
„ Volksschullehrerkurse in 80
„Times" 85
Tokio (Einladung) 96
Toronto, Universität (Einladung) 90
Trendelenburg, Adolf, Philosoph 29, *38 f., 41, 44, 45, 46, *54 f., 57 Anm., 68 Anm.
„ und Kuno Fischer 46, 54
Trine, Ralph Waldo, amerikanischer religiöser Schriftsteller 92
Trippstein 47
Tübingen 81
Tyrrell, katholischer Denker Anh. 120

U.

Ulrichs, Archäolog 73, Anh. 120
Ulrici, Herm., Philosoph 69
Umwälzung, politisch-soziale 104 108 f., 111 f., 117
Unitarier, englische 85, 95, Anh. 122
Universitäten, Zukunft der 112 f.
Upsala, Vorlesungen in 83
„Urania", Vorträge in der 100
Utrecht (Vorträge) 83

V.

Venedig (Reise) 77
Vereinigte Staaten siehe Amerika
Vischer, Ratsherr und Professor, Basel 52, 53
Volkmar, Gymnasialdirektor, Aurich 18

Volksschullehrerstand und -Kurse 79 f.
Voß, Professor der Mathematik, München 16

W.

Waitz, Georg, Historiker 27
Wedewer, katholischer Schulmann († 1871) 50
Weimar und sein Hof 31, *64
„ Großherzog Carl Alexander *64, 79, 96, *111
Weltkrieg 97–104, 116
„ philosophische Erwägungen über den 104 f.
„ Adresse der Intellektuellen 99
„ Reichstags-Friedenskundgebung 102 f.
Werder bei Potsdam 38
Werder, Graf v., General 52
Weserzeitung 73
Wien 75
Wiesbaden (Reisen) 48
Wiese, Ludw., Leiter des höheren preußischen Schulwesens 41, 45
Wildauer, Tob., Philosoph 69
Wilhelm I., Prinzregent, König und Kaiser 22, 39, 76
„ II., Kaiser 76, 87
Wildenbruch, Ernst v. 84, 114
Wittmund (Ostfriesland) 6, 7

Z.

Zabern, Militärkonflikt 98
Zeller, Eduard, Philosoph 57 Anm. 69, 76
Zirksena, ostfriesisches Fürstenhaus 2
Zürich 59
Zwingli 11 Anm.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Im Verlag von K. F. Koehler in Leipzig erschienen:

Ernst Haeckel
Gesammelte Briefe

1. Entwicklungsgeschichte einer Jugend
Briefe an die Eltern 1852/56

Aufrichtige Christlichkeit spricht aus den inhaltsreichen Briefen des jungen Medizin-Studenten an seine Eltern, mit denen er sich über sein ganzes Denken, sein Streben zum Beruf des Naturwissenschaftlers auseinandersetzt. Man verfolgt mit Interesse seine schon fast pantheistische Naturverehrung, sein langsames Reifen zum größten Schüler Darwins

2. Italienfahrt
Briefe an die Braut 1859/60

Naturgenuß und Freude an der ersten wissenschaftlichen Arbeit spiegeln sich in diesen Briefen wider. Die Wandlung zum monistischen Bekenntnis vollzieht sich in dem jungen Forscher. Italien mit seinem Reichtum an Kunst-, Natur- und Geistesschätzen lebt auf, gesehen mit den Augen eines genialen jungen Menschen

3. Indische Reisebriefe

Als gereifter Gelehrter durchstreift Haeckel Indien und Ceylon. Seine Eindrücke hat er in seinen, jetzt in 6. Auflage vorliegenden klassischen „Indischen Reisebriefen" niedergelegt. Obwohl seit ihrem Erscheinen 40 Jahre vergangen sind, was Haeckel über Land und Leute, vom Dschungel, vom Tierleben der Tropen und den Eindrücken ihrer Pflanzenwelt zu erzählen weiß, kann nur das Auge eines Naturfreundes und -forschers mit diesem Reiz schauen und gibt auch heute noch dem Buche seinen Wert

Jeder Band, einzeln käuflich,
in Halbleinen gebunden 240 Mark
Preis vom September 1922

Im Verlag von K. F. Koehler in Leipzig erschien:

Karl von Hase

Dein Alter sei wie deine Jugend

Briefe an eine Freundin
Herausgegeben von Dr. Oskar von Hase

Eine literarische Kostbarkeit bildet dieser Briefwechsel des greisen Jenaer Kirchenhistorikers Karl von Hase mit einem hochgebildeten jungen Mädchen. Die Briefe tragen keinen kühl gelehrten Charakter, sondern verraten deutlich, daß dieser „Abendstern seines Lebens", die letzte große Liebe des Greises gewesen ist, die einen goldenen Schleier über sein Alter warf. Es ist unendlich lieblich und ergreifend, das Werden dieses zarten fast überirdischen Bundes zu verfolgen, den erst der Tod löste

*

Halbleinenband 200 Mark

Preis vom September 1922

Im Verlag von K. F. Koehler in Leipzig
sind erschienen oder erscheinen im Herbst 1922:

Andrew Carnegie
Geschichte meines Lebens
Halbleinenband 240 Mark

J. A. Sauter
Mein Indien
Erinnerungen aus fünfzehn glücklichen Jahren
Halbleinenband 210 Mark

Bartholomäus von Carneris
Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl
Erscheint im Herbst 1922

Xaver Scharwenka
Klänge aus meinem Leben
Erinnerungen eines Musikers
Erscheint im Herbst 1922

Hans Schadow
Mit Pinsel und Palette durch die große Welt
Erscheint im Herbst 1922

Bismarck als Gutsherr
Erinnerungen seines Varziner Oberförsters
Ernst Westphal
Erscheint im Herbst 1922

Heinrich Ehrhardt
Hammerschläge
70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder
Erscheint im Herbst 1922

Preise vom September 1922 — Sonderprospekt auf Wunsch

Im Verlag von K. F. Koehler in Leipzig
sind erschienen oder erscheinen im Herbst 1922:

Kaiser Wilhelm II.
Ereignisse und Gestalten aus den Jahren
1878–1918
Erscheinen im Oktober 1922

Kaiser Wilhelm II.
Vergleichende Geschichtstabellen
von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914
Halbleinenband 200 Mark, Volksausgabe 45 Mark

von Tirpitz
Erinnerungen
Gebunden 350 Mark

von Lettow-Vorbeck
Meine Erinnerungen aus Ostafrika
Halbleinenband 320 Mark

Graf von Luckner
Seeteufel, Abenteuer aus meinem Leben
Mit 133 Abbildungen
Ausgabe auf Kunstdruckpapier 550 Mark
Gebundene Volksausgabe 200 Mark

Kurt Jagow
Daten des Weltkrieges
Vorgeschichte und Verlauf bis Ende 1921
Halbleinenband 240 Mark

Kritik des Weltkrieges
Von einem Generalstäbler
Halbleinenband 240 Mark

Preise vom September 1922 — Sonderprospekt auf Wunsch

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

5Oct'57B 1[redacted] MAY 1 3 1976 4 C

REC'D LD
OCT 5 1957

REC C'R [illegible] 1[illegible] '7[illegible]

RET'D JUL 1 5 1982

25Apr'59GC
REC'D LD
APR 18 1959

OCT 31 1969 13
RECEIVED
OCT 1 9 '69 -8 PM
LOAN DEPT.

LD 21-100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046744319

756525

B3227
E74A2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google